

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Doing Friendship, Doing Masculinity: Über die Aushandlung von
Freundschaft und Männlichkeit in den Erzählungen cis-
heterosexueller Männer

verfasst von | submitted by
Paulina Lara Urban B.A.

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber M.A.

Abstract

Diese Masterarbeit untersucht, wie Freundschaft und Männlichkeit in den Erzählungen cis-heterosexueller Männer hergestellt und ausgehandelt werden. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass männliche Freundschaften in einem Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Männlichkeitsnormen und individuellen Beziehungspraxen stehen. Auf Grundlage qualitativer Leitfadeninterviews mit Männern im jungen Erwachsenenalter werden sowohl zentrale Bedeutungen, Praktiken und Deutungsmuster von Freundschaft als auch Selbstverständnisse von Männlichkeit rekonstruiert. Im Zentrum stehen dabei neben Freundschaftstypologien und alltäglichen Praktiken insbesondere Aushandlungen von Nähe, Emotionen und Intimität. Darüber hinaus wird untersucht, wie die Interviewpartner Männlichkeit reflektieren, sich von normativen Vorstellungen abgrenzen und eigene Positionierungen entwickeln. Die Ergebnisse zeigen, dass männliche Freundschaften und Selbstverständnisse von Ambivalenzen zwischen hegemonialen und alternativen Männlichkeitsentwürfen durchzogen sind. Freundschaften erweisen sich dabei als vergeschlechtlichte Räume, in denen Männlichkeit hergestellt, verhandelt und potenziell transformiert wird.

Keywords: Männlichkeit, Freundschaft, kritische Männlichkeitsforschung, hegemoniale Männlichkeit, alternative Männlichkeiten, Homosozialität, Intimität, Männerfreundschaft

Abstract (English)

This master's thesis examines how friendship and masculinity are constructed and negotiated in the narratives of cis-heterosexual men. It is based on the assumption that male friendships exist within a field of tension between societal norms of masculinity and individual relational practices. Drawing on qualitative semi-structured interviews with young adult men, the study reconstructs key meanings, practices, and interpretive patterns of friendship, as well as understandings of masculinity. In addition to friendship typologies and everyday practices, particular attention is paid to the negotiation of closeness, emotions, and intimacy. Furthermore, the thesis explores how participants reflect on masculinity, distance themselves from normative expectations, and develop their own positionings. The findings show that male friendships and self-understandings are shaped by ambivalences between hegemonic and alternative masculinities. Friendships thus emerge as gendered spaces in which masculinity is constructed, negotiated, and potentially transformed.

Keywords: Masculinity, friendship, gender, hegemonic masculinity, alternative masculinities, homosociality, intimacy, male friendship

Danksagung

Danke an all meine lieben Menschen, die mich während des Prozesses dieser Masterarbeit begleitet und unterstützt haben. Danke für euren emotionalen Support, für das Auffangen in schwierigen Zeiten, für den Austausch, das Mitfiebern – und einfach für eure Existenz <3

Mein größter Dank gilt Klara, meiner Lebenspartnerin in allen Lagen, Mitbewohnerin, Freundin und Kommilitonin. Gemeinsam haben wir schon die Bachelorarbeit gerockt – und nun auch die Masterarbeit. Ohne dich, die vielen Gespräche mit dir (und die Börekschnecken von Backwerk, die wir uns jede Mittagspause geteilt haben), wären die letzten Monate mit unzähligen Stunden in gefühlt jeder Bibliothek Wiens sehr viel schwerer gewesen.

Ich danke meiner Betreuerin Brigitta für ihr wertvolles Feedback, ihr offenes Ohr und ihre kontinuierliche Unterstützung während des gesamten Forschungsprozesses. Durch dich habe ich ein neues wissenschaftliches Zuhause – das Institut für Europäische Ethnologie – gefunden.

Ein besonderer Dank gilt meinen Eltern, die mir meine langjährige Studienzeit ermöglicht und mich stets unterstützt haben. Danke, Papa – für das Korrekturlesen sämtlicher Seminararbeiten, meiner Bachelorarbeit und nun auch dieser Masterarbeit. Du warst mir immer eine riesengroße Hilfe und ich weiß deine Geduld sehr zu schätzen. Jetzt kannst du endlich aufatmen – das Lesen hat ein Ende!

Zuletzt gilt mein Dank allen Interviewpartnern, die sich die Zeit genommen haben, ihre Erfahrungen und Perspektiven mit mir zu teilen. Ihre Offenheit hat diese Arbeit erst möglich gemacht.

Vorwort

It is not true that men are unwilling to change. It is true that many men are afraid to change. It is true that masses of men have not even begun to look at the ways that patriarchy keeps them from knowing themselves, from being in touch with their feelings, from loving. To know love, men must be able to let go the will to dominate. They must be able to choose life over death. They must be willing to change.

– bell hooks, *the will to change*, 2004, S. xvii

Inhaltsverzeichnis

1. Gegenstandsfeld, Problemstellung und Aufbau der Arbeit	1
2. Theoretische Perspektiven	6
2.1. Vorüberlegungen und Ausgangspunkte	7
2.1.1. Zum Umgang mit Theorie	7
2.1.2. Doing Gender, Doing Masculinity	8
2.2. Männlichkeit(en)	9
2.2.1. Kritische Männlichkeitsforschung	10
2.2.2. Hegemoniale Männlichkeit	11
2.2.3. Räume für Männlichkeit(en): Homosozialität	13
2.2.4. Alternative Männlichkeiten (<i>Caring Masculinities</i>)	14
2.3. Freundschaft als unterschätzte Sozialkategorie	17
2.3.1. Begriffliche Annäherung an den Freundschaftsbegriff	17
2.3.2. Freundschaft und Geschlecht	19
3. Forschungsdesign und methodischer Zugang	23
3.1. Das qualitative Leitfadeninterview	24
3.2. Sampling	27
3.3. Vorstellung der Gesprächspartner	30
3.4. Forschungsethische Überlegungen und Umsetzung	32
3.5. Reflexion des empirischen Forschungsprozesses und der Gesprächsdynamik	36
3.6. Datenauswertung	38
3.6.1. Dokumente, Datenaufbereitung und Transkription	39
3.6.2. Analytischer Zugang und Kodierung	41
4. Männer erzählen über ihre Freundschaften	43
4.1. Freundschaftstypologien	43
4.1.1. „Verschiedene Bausteine“: Struktur und Zusammensetzung sozialer Beziehungen	43
4.1.2. „Ich hab sehr enge Freunde und Freunde, da finde ich den Begriff Freund schwierig zu sagen“: Begriffliche Differenzierungen von Freundschaft	49
4.1.3. „Einfach dieses bedingungslose Füreinander-da-Sein“: Zentrale Werte in Freundschaften	51
4.2. Freundschaftspraktiken	54
4.2.1. „Einfach auf `nen Döner treffen alle drei Wochen, das reicht uns“: Formen alltäglicher Freundschaftspraxis	54

4.2.2. „Viel, was mit Sport zu tun hat“: Zwischen Fußballspielen und Kaffee trinken	58
4.2.3. Von „Burschenurlaub“ bis Stammtisch: Routinen, Rituale und Traditionen	60
4.3. Zwischen Nähe und Distanz: Emotionen und Körperlichkeit.....	62
4.3.1. „Ich mag’s gerne, alles allein zu machen“: Über was sprechen Männer (nicht)?.....	63
4.3.2. „Man hat sich das abgewöhnt als Mann“: Weinen als „unmännlicher“ Gefühlsausdruck?	70
4.3.3. „Man umarmt sich halt zur Begrüßung und zur Verabschiedung“: Formen körperlicher Nähe	76
4.3.4. „Diggi, das war grad sehr wichtig“: Zuneigung verbalisieren	83
5. Männliche Selbstverständnisse	86
5.1. „Und... ja, also ich würde sagen, ich fühle mich relativ unberührt von diesen klischeehaften Geschlechterbildern“: Abgrenzungen und Reflexionen von Männlichkeit	86
5.2. „Weil mein Papa ganz anders ist“: Männlichkeit im Kontext familiärer Sozialisation und biografischer Erfahrungen	89
5.3. „Diese Andrew-Tate-mäßige Männlichkeit sehe ich halt null komma null als wichtig an“: Männlichkeitsanforderungen und Selbstpositionierungen	92
6. Schlussbetrachtungen.....	95
Literaturverzeichnis	100
Anhang A: Transkriptionslegende	110
Anhang B: Interviewtranskripte	110

1. Gegenstandsfeld, Problemstellung und Aufbau der Arbeit

Am 10. März 2026 veröffentlichte die Wochenzeitung *DIE ZEIT* einen Artikel mit dem Titel „Frauen leiden darunter, die engsten Vertrauten ihrer Partner zu sein“. Die darin interviewte Psychologin Angelica Ferrara argumentiert, dass Männer seit den 1990er-Jahren zunehmend weniger enge Freundschaften pflegen und dadurch stärker von ihren Partnerinnen abhängig sind. In den USA ist in diesem Zusammenhang von einer sogenannten „Friendship Recession“ die Rede; in sozialen Medien kursiert zudem vermehrt der Begriff der „Male Loneliness Epidemic“, der ein wachsendes Gefühl sozialer Isolation unter Männern beschreibt. Infolgedessen hängt das soziale Unterstützungssystem vieler Männer maßgeblich von der Partnerin oder wenigen Frauen im Umfeld ab – eine Konstellation, die für Frauen häufig mit einer erheblichen Belastung einhergeht (vgl. Jacobs, 2026).

Die Reaktionen in der Kommentarspalte unter dem Artikel zeigen vor allem eines: Abwehr. So wird der Beitrag vor allem von Männern kritisiert, die der Meinung sind, dessen Inhalt wäre ein „wunderbares Beispiel für Womansplaining“ (Rentner Eck, 2026, 26. März). Ein Nutzer, dessen Kommentar besonders viele Reaktionen erhalten hat, schreibt:

Eine Frau interviewt eine andere Frau und sie erklären sich gegenseitig die Defizite der Männer und bestimmen, wie Männer Bitteschön zu sein haben, worüber sie zu reden haben und wie sie zu denken haben! [...] Auch wenn ich nicht viel von dem Philosophen M, Barth halte; er hatte schon recht als er sagte: „Männer sind anders, Frauen auch“. (ebd.)

Der Begriff „Womansplaining“ wird hier in Anlehnung an „Mansplaining“ – ein Kofferwort aus ‚man‘ und ‚explaining‘ – verwendet, um ein vermeintlich ungefragtes und belehrendes Verhalten von Frauen zu kritisieren. Während die Bezeichnung „Mansplaining“ jedoch auf strukturelle Geschlechterhierarchien und Alltagssexismus verweist, bleibt „Womansplaining“ analytisch unscharf und kann dazu beitragen, feministische Kritik zu relativieren (vgl. Dierks, 2023). Auch andere Kommentare formulieren ähnliche Abwehrreaktionen, etwa in Vorwürfen eines angeblichen Sexismus gegenüber Männern. „Hauptsache die Frauen haben etwas zu leiden“, heißt es an anderer Stelle.

Das Beispiel verdeutlicht, dass das Thema polarisiert und zunehmend ins Zentrum öffentlicher Diskurse rückt. In den vergangenen Jahren wurde eine Vielzahl an medialen Beiträgen zum Spannungsfeld von Freundschaft und Männlichkeit veröffentlicht. Viele davon fokussieren insbesondere auf Unterschiede zwischen Männer- und Frauenfreundschaften und kommen – ähnlich wie Angelica Ferrara – zu dem Schluss, dass Männer vergleichsweise selten über Freundschaften verfügen, in denen sie frei über persönliche Anliegen, Ängste oder Sorgen sprechen können (vgl. Haaf, 2019). Vielmehr als emotionaler Austausch stehen in Freundschaften von Männern gemeinsame Aktivitäten im Zentrum.

Ähnliche Tendenzen lassen sich auch in meinem eigenen sozialen Umfeld beobachten. Selbst Männer, die sich als progressiv verstehen und sich weniger von traditionellen Männlichkeitsnormen geprägt sehen als frühere Generationen, scheinen Schwierigkeiten zu haben, emotionale oder körperliche Nähe in Freundschaften zuzulassen. Gespräche über persönliche Anliegen werden stattdessen häufig in partnerschaftliche Beziehungen verlagert.

Im wissenschaftlichen Diskurs spiegeln sich die aktuell gesellschaftlich geführten Debatten um Freundschaft und Männlichkeit bislang nur begrenzt wider. Zwar existieren geschlechtertheoretisch fundierte Arbeiten, die den Zusammenhang zwischen Männlichkeit und Freundschaft untersuchen, diese stammen jedoch überwiegend aus dem englischsprachigen Kontext und wurden vielfach bereits vor mehreren Jahren veröffentlicht. Obwohl die gegenwärtigen Debatten eine breitere wissenschaftliche Auseinandersetzung nahelegen und die Gender Studies als kritische Forschungsperspektive analytische Werkzeuge zur Erfassung der Komplexität von Freundschaft und Männlichkeit bereitstellen, gibt es bislang nur wenige empirische Studien aus dem deutschsprachigen Raum, die sich dem Spannungsfeld aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive widmen.

Die vorliegende Masterarbeit setzt an dieser Forschungslücke an. Auf den ersten Blick mag es banal erscheinen, eine wissenschaftliche Arbeit über ein so alltägliches Phänomen wie Freundschaft zu verfassen. Gerade das vermeintlich Selbstverständliche erweist sich jedoch oft als besonders erkenntnisreich und bedarf daher einer genaueren Betrachtung. Freundschaft ist neben Ehe und Liebesbeziehungen eine der zentralen sozialen Beziehungsformen, in der Geschlecht – und Männlichkeit als eine Ausprägung davon – eine zentrale Rolle spielt.

Vor diesem Hintergrund erscheint es besonders relevant, Freundschaften von Männern in den Blick zu nehmen und empirisch zu untersuchen, welche Bedeutung ihnen im Alltag zukommt. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie Freundschaft und Männlichkeit in den Erzählungen cis¹-heterosexueller Männer hergestellt und ausgehandelt werden und welche Spannungen sich zwischen gesellschaftlichen Männlichkeitsnormen und gelebter Beziehungspraxis zeigen. Auf Grundlage qualitativer Interviews werden subjektive Deutungen und Erfahrungen sichtbar gemacht und in Verbindung mit theoretischen Perspektiven der kritischen Männlichkeitsforschung analysiert.

¹ Der Begriff „cis“ wird in der vorliegenden Arbeit verwendet, um zu bezeichnen, dass eine Person dem Geschlecht entspricht, das ihr in der Regel vor oder unmittelbar nach der Geburt aufgrund körperlicher Merkmale zugeschrieben wurde. Die Übereinstimmung von Geschlecht und Identität bezieht sich nicht auf die sexuelle Orientierung oder sexuelle Identität einer Person.

Die zentrale Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet: *Wie werden Freundschaft und Männlichkeit in den Erzählungen cis-heterosexueller Männer hergestellt und ausgehandelt?*

Daran schließen weitere Fragen an, insbesondere danach, inwiefern sich Freundschaften als vergeschlechtlichte soziale Praktiken beschreiben lassen und welche unterschiedlichen Formen und Ausprägungen von Freundschaft sich aus den Erzählungen der Interviewpartner rekonstruieren lassen. Ein weiterer Fokus liegt darauf, welche Männlichkeitsentwürfe in den Erzählungen sichtbar werden und wie diese begründet oder legitimiert werden. Ich gehe der Frage nach, inwiefern Freundschaften Räume für die Aushandlung alternativer Männlichkeitsentwürfe eröffnen und in welchem Maße sie zur Infragestellung hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen beitragen können.

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, führte ich offene, leitfadengestützte Einzelinterviews mit sechs cis-heterosexuellen Männern im Alter zwischen 23 und 27 Jahren. Als Feminist*innen² sprechen wir zwar häufig über Männer, aber nur selten mit ihnen – zumindest ist dies meine Beobachtung. Vor diesem Hintergrund erschien es mir aufschlussreich, mit jenen Akteuren ins Gespräch zu treten, die im Zentrum des Männlichkeitsdiskurses stehen. Die Fokussierung auf die Gruppe cis-heterosexueller Männer erlaubt es, dominante Männlichkeitsentwürfe und deren spezifische Ausformungen im Kontext von Freundschaft zu analysieren. Zugleich rückt mit dem jungen Erwachsenenalter eine Lebensphase in den Fokus, die oftmals durch eine (Neu-)Aushandlung von Beziehungen, Intimität und sozialer Zugehörigkeit gekennzeichnet ist und in der insbesondere die Kategorie Geschlecht eine zentrale Rolle spielt. Die Methode des qualitativen Interviews bietet die Möglichkeit, persönlichen Einstellungen und Erfahrungen Raum geben und auf diese Weise soziokulturelle Kontexte greifbarer zu machen. Zudem ermöglichen sie durch den Einsatz eines Leitfadens eine vergleichende Analyse des erhobenen Materials.

Die theoretische Grundlage der vorliegenden Arbeit bilden Perspektiven und Konzepte aus der kritischen Männlichkeits- sowie der Freundschaftsforschung. Beide Forschungsfelder sind – ebenso wie die Gender Studies – interdisziplinär ausgerichtet. Erkenntnisse und Theorien, auf die ich mich in dieser Arbeit beziehe, stammen daher aus unterschiedlichen Disziplinen, darunter Soziologie, Kultur- und Sozialanthropologie, Philosophie, Psychologie sowie Gender Studies, innerhalb derer die kritische Männlichkeitsforschung ein Teilgebiet darstellt. Die theoretischen Bezüge werden in der Analyse mit dem Interviewmaterial in Beziehung gesetzt,

² In der vorliegenden Arbeit wird das Gendersternchen (*) verwendet, um die Zweigeschlechtlichkeit der deutschen Sprache aufzubrechen und unterschiedliche Geschlechtsidentitäten sprachlich sichtbar zu machen.

das zuvor in einem induktiven und deskriptiv-explorierenden Verfahren kodiert und zu zentralen Kategorien verdichtet wurde.

Die daraus entwickelte analytische Perspektive spiegelt sich auch im Aufbau der Arbeit wider. Die vorliegende Masterarbeit gliedert sich in sechs aufeinander aufbauende Kapitel. Zu Beginn des Theorieteils werden in Kapitel 2.1. zunächst der Umgang mit Theorie reflektiert (2.1.1.) sowie grundlegende Konzepte wie *doing gender* und *doing masculinity* (2.1.2.) eingeführt. Daran anschließend rückt in Kapitel 2.2. das Themenfeld der Männlichkeit(en) in den Fokus. Es werden Perspektiven der Männlichkeitsforschung dargestellt, darunter zentrale Konzepte wie hegemoniale Männlichkeit (2.2.3.), Homosozialität (2.2.4) sowie alternative Männlichkeitsentwürfe (2.2.5). Das zweite theoretische Bezugsfeld der Arbeit bildet die Freundschaftsforschung. In Kapitel 2.3.1. wird Freundschaft zunächst als soziale Kategorie theoretisch eingeordnet und in weiterer Folge im Hinblick auf ihre Verschränkung mit Geschlecht diskutiert (2.3.2.).

Im anschließenden Methodenkapitel wird das qualitative Forschungsdesign erläutert. Dabei werden die Methode des leitfadengestützten Interviews (3.1.), das Sampling (3.2.) sowie forschungsethische Überlegungen und deren Umsetzung dargestellt (3.3.). Zudem werden die Gesprächspartner vorgestellt (3.4.) und der Forschungsprozess reflektiert (3.5.). Den Abschluss dieses Kapitels bildet eine Beschreibung des Vorgehens bei der Datenauswertung (3.6.).

Das vierte und fünfte Kapitel widmen sich der Analyse des Interviewmaterials. Im Zentrum steht die Frage, wie Männer über ihre Freundschaften erzählen und welche Bedeutungen sie diesen zuschreiben. Dabei werden sowohl unterschiedliche Freundschaftstypologien (4.1.), als auch alltägliche Praktiken (4.2.) herausgearbeitet. Ein weiterer Fokus liegt auf der Aushandlung von Nähe und Distanz (4.3.), insbesondere im Hinblick auf Gesprächsinhalte (4.3.1), emotionale Ausdrucksformen (4.3.2.), körperliche Nähe (4.3.3.) sowie das Verbalisieren von Zuneigung (4.3.4.). Das fünfte Kapitel nimmt schließlich explizit die in den Erzählungen der Interviewpartner sichtbar werdenden Vorstellungen von Männlichkeit in den Blick und untersucht, wie diese ihr Selbstverständnis als Männer prägen und konstituieren.

Im letzten Kapitel werden die zentralen Ergebnisse der Masterarbeit zusammengeführt und im Hinblick auf die Forschungsfrage eingeordnet. Darüber hinaus erfolgt eine kritische Reflexion des Forschungsprozesses sowie bestehender Limitationen, bevor ein Ausblick auf mögliche weiterführende Forschungsansätze und zukünftige Entwicklungen gegeben wird.

Ich bin nicht immer gleich. Personen stellen keine gegebene Einheit dar. Wer ich bin, ist abhängig von der Situation und den sozialen Relationen, in denen ich mich befinde. Ich bin in jedem Moment, in dem sich die Welt um mich herum verändert, jemand anderes – auch im Verlauf des Forschungsprozesses. (Massmünster, 2014, S. 529)

Bevor die theoretische Grundlegung der vorliegenden Arbeit erfolgt, ist es mir ein Anliegen, meine eigene Positionalität zu reflektieren und transparent zu machen. Der Begriff beschreibt sowohl die individuelle Weltanschauung sowie die Position, die eine Person in Bezug auf eine Forschungsaufgabe und deren sozialen und politischen Kontext einnimmt (vgl. Holmes, 2020, S. 1). Eine Reflexion des eigenen Standpunkts ist deshalb zentral, weil es einen erheblichen Einfluss auf den gesamten Forschungsprozess hat, „where the researcher is coming from“ (ebd.). Als Forscherin kann ich keine außenstehende, objektive Beobachterin sein, da ich Teil jener Wirklichkeit bin, die ich zu untersuchen versuche.

Diese Einsicht, die von der Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway (1988) mit dem Begriff des „situierten Wissens“ geprägt wurde, stellt insbesondere innerhalb feministischer Erkenntnis- und Wissenschaftskritik ein zentrales Paradigma dar. Entgegen der Vorstellung, „allwissende“ Forschungssubjekte könnten „neutrales“ Wissen generieren, verweist dieses Konzept auf die historische, situativ-kontextuelle und sozial(-politische) Verstrickung von Wissen und Wissenden und hinterfragt damit den Dualismus von Wissenssubjekt und -objekt (vgl. Trächtler, 2025, S. 45). Ausgehend von diesem Verständnis erläutere ich im Folgenden meine eigene Positionalität.

In meiner Rolle als Forscherin liegt dieser Arbeit ein konstruktivistisches Verständnis von Geschlecht zugrunde. Ich definiere Geschlecht nicht als biologisch festgelegt, sondern als sozial konstruiert. Eine kritische Auseinandersetzung mit Geschlecht bedeutet für mich, dieses als grundlegendes soziokulturelles Strukturprinzip zu begreifen, das mit weiteren Kategorien und Differenzmechanismen – wie etwa Alter, kulturelle Zugehörigkeit, Klasse, Behinderung usw. – intersektional verschränkt ist. Als Studentin der Gender Studies gehe ich zudem davon aus, dass ich gegenüber den Akteuren, mit denen ich forsche, mit hoher Wahrscheinlichkeit über einen Wissensvorsprung im Hinblick auf feministische- und männlichkeitskritische Theorien verfüge. Ich verstehe mich als Feministin und setze mich auch außerhalb des akademischen Kontexts intensiv mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen sowie Fragen nach Geschlechtergerechtigkeit auseinander. Mir ist bewusst, dass dieses Wissen sowie die damit verbundenen Emotionen (z.B. die Wut über bestehende Ungerechtigkeiten) in den Forschungsprozess einfließen. Darüber hinaus beeinflussen meine gesellschaftliche Position

und meine Erfahrungen als *weiße*³, westeuropäische, nicht mehrfachdiskriminierte cis Frau ohne Behinderung, die in privilegierten Verhältnissen⁴ in Deutschland aufgewachsen ist, meine Forschungsperspektive und damit auch die Ergebnisse dieser Arbeit.

Forschung zu Geschlecht birgt grundsätzlich die Gefahr, bestehende Geschlechterkonstruktionen, Rollenbilder und Stereotype zu reproduzieren. Ich bin mir bewusst, dass auch ich – trotz feministischer Ausbildung – nicht vollständig frei von einem binären Geschlechterverständnis bin. Dennoch ist es mein Anspruch, ein dualistisches Verständnis von Geschlecht nicht unreflektiert fortzuschreiben. Zugleich ist mir wichtig, Geschlecht kritisch zu analysieren, ohne dabei die handelnden Akteure auf individueller Ebene zu bewerten oder zu problematisieren. Ziel ist es nicht, männliches Verhalten normativ zu beurteilen oder zu „entlarven“, sondern vielmehr übergeordnete vergeschlechtlichte Strukturen sichtbar zu machen und aufzuzeigen, dass Männlichkeiten vielfältig sind und unterschiedlich gelebt werden können. Eine feministische Auseinandersetzung mit Freundschaft bedeutet für mich daher auch, den Blick auf mögliche gesellschaftliche Veränderungen zu richten – kritisch, zugleich aber auch hoffnungsvoll.

2. Theoretische Perspektiven

Im Folgenden werden die für die vorliegende Arbeit grundlegenden Konzepte und theoretischen Perspektiven vorgestellt. Vorab wird das dieser Masterarbeit zugrundeliegende Verständnis von Theorie erläutert und dargelegt, wie sie im Rahmen der Forschung verwendet wird. Als weiterer Ausgangspunkt wird das Verständnis von Geschlecht skizziert, wobei insbesondere auf die Performativität von Geschlecht eingegangen wird. In weiterer Folge rückt das Themenfeld der Männlichkeit(en) in den Fokus. Dafür wird zunächst das Theoriefeld der Kritischen Männlichkeitsforschung vorgestellt, in dem die vorliegende Arbeit verortet ist. Darauf aufbauend werden zentrale männlichkeitstheoretische Konzepte erläutert, darunter die hegemoniale Männlichkeit (Connell) und Homosozialität. Den Abschluss dieses Kapitels bildet ein Überblick über sogenannte alternative Männlichkeiten mit einem besonderen Fokus auf Caring Masculinities (Elliott).

Ein zweites Theoriefeld bildet die Freundschaftsforschung. Dazu erfolgt zunächst eine begriffliche Annäherung an den Begriff der Freundschaft sowie eine Erläuterung dessen, was

³ *weiß* wird in der vorliegenden Arbeit kursiv geschrieben, um darauf hinzuweisen, dass es sich hierbei nicht um eine biologische Tatsache oder bloße Hautfarbe, sondern um eine soziale, historische Konstruktion und Machtdimension handelt, die mit Privilegien verbunden ist.

⁴ Konkret meine ich damit ein Aufwachsen in einem akademischen Haushalt ohne finanzielle Sorgen.

im Rahmen dieser Arbeit darunter verstanden wird. Abschließend steht der Zusammenhang von Freundschaft und Geschlecht – insbesondere Freundschaft und Männlichkeit – im Mittelpunkt. Dabei wird insbesondere darauf eingegangen, weshalb Freundschaft über lange Zeit als primär männliche Angelegenheit galt und welche gesellschaftlichen Entwicklungen dazu beigetragen haben, dass sich diese Perspektive inzwischen verändert hat.

2.1. Vorüberlegungen und Ausgangspunkte

Im folgenden Abschnitt werden zunächst die theoretischen Ausgangspunkte der Arbeit skizziert. Neben dem methodischen Umgang mit Theorie wird dabei insbesondere das Verständnis von Geschlecht und Männlichkeit erläutert.

2.1.1. Zum Umgang mit Theorie

Für die theoretische Grundlegung orientiere ich mich in der vorliegenden Arbeit am Verständnis empirisch-kulturwissenschaftlicher Disziplinen, die einen eher instrumentell-pragmatischen Umgang mit Theorien pflegen. „Theorien sind hier nie Selbstzweck, sondern werden grundsätzlich mit empirischem Material [...] in einen Dialog gebracht“ (Heimerdinger & Tauschek, 2020, S. 15). Vor der eigentlichen Forschung gibt es keine bereits fertig entwickelten Theorien, die es zu verifizieren oder falsifizieren gilt (vgl. ebd.). Vielmehr ist die Form wissenschaftlicher Praxis zirkulär angelegt, was bedeutet, dass Theoriearbeit und empirische Forschung nie getrennt voneinander stattfinden. So wurden auch in der vorliegenden Arbeit nach der empirischen Forschung bisherige theoretische Annahmen nochmals verworfen oder angepasst sowie die Fragestellung reformuliert (vgl. ebd., S. 18). Auch werden unterschiedliche theoretische Konzepte und Bezüge genutzt, um der Fragestellung und dem Material gerecht zu werden.

Kulturelle Praktiken sind „zu vielschichtig, ihre Formen und subjektiven Bedeutungen im strikten Sinne unerschöpflich“ (Maase, 2019, S. 19), als dass man aus ihnen logisch kohärente Systeme und Verallgemeinerungen formulieren könnte. Vielmehr geht es darum, aus bestehender Theorie neue, fruchtbare Blickrichtungen auf die untersuchten Felder zu ermöglichen, die vielleicht ohne theoretischen Bezug nicht sichtbar oder gar übersehen gewesen wären (vgl. ebd., S. 16).

Abschließend möchte ich die Ethnologin Christine Bischoff (2014) zitieren, die über den Zusammenhang von Theorie und Empirie treffend schreibt: „Theorien [schaffen] oft erst die Möglichkeit [...], etwas zu beobachten und zu erfassen“ (S. 19). Dieses Verständnis von Theorie bildet den ersten Ausgangspunkt der vorliegenden Masterarbeit. Als weiteren

wichtigen Ausgangspunkt möchte ich im Folgenden erläutern, welches Verständnis von Geschlecht der vorliegenden Arbeit zu Grunde liegt.

2.1.2. Doing Gender, Doing Masculinity

Geschlecht gehört zu den entscheidenden Aspekten des persönlichen Lebens, der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Kultur. Es handelt sich um eine Arena, in der es um schwierige praktische Fragen der Gerechtigkeit, der Identität und selbst des Überlebens geht. [...] Viele Menschen stellen sich Männlichkeit, Weiblichkeit und Geschlechterbeziehungen nur in den Kategorien des eigenen, lokalen Systems von Geschlecht vor. Ihnen entgeht die riesige Vielfalt der Formen und Verhältnisse von Geschlecht in unterschiedlichen Kulturen und historischen Zeiträumen. (Connell, 2013, S. 13)

Männlichkeit wird in der vorliegenden Arbeit als eine Ausprägung von Geschlecht und soziale Konstruktion verstanden. Sie ist nicht zwingend an den Menschen und seinen Körper gekoppelt und stellt daher keine „natürliche“ Persönlichkeitsvariable dar, die qua Geburt gegeben ist (vgl. Buschmeyer, 2013, S. 90). Vielmehr ist sie ein kulturelles Prinzip und Ausdruck eines in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Sets an normativen Handlungsanweisungen und Erwartungen, die wiederum Einfluss nehmen auf Denken, Fühlen, Wahrnehmung, Verhalten, Interessen etc. (vgl. Budde, 2014, S.18f.). Ein Mann zu sein, ist, gleich, wie eine Frau zu sein, kein vorbestimmter Zustand, sondern etwas, das man *wird*, etwas, das sich in einem stetigen Wandel befindet. Für Frauen konstatierte dies Simone de Beauvoir (2000), die französische Pionierin des Feminismus, bereits Mitte des 20. Jahrhunderts mit ihrem berühmten Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (S. 334). Obwohl die Situation von Frauen und Männern nicht einfach parallel zu setzen ist, lässt sich das Beauvoir'sche Prinzip auch auf Männer übertragen: Man wird nicht männlich geboren, sondern muss zum Mann werden (vgl. Connell, 2013, S. 22).

Um die komplexen Herstellungsweisen von Geschlecht deutlich zu machen, kann der aus dem Sozialkonstruktivismus hervorgegangene Begriff des *doing gender* (West & Zimmermann, 1987) herangezogen werden. Mit ihm wird beschrieben, dass Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit keine fixe und natürliche Eigenschaft von Individuen ist, sondern in sozialen Prozessen „getan“, also hervorgebracht und reproduziert wird (vgl. Gildemeister, 2008, S. 137). „Gender is always a doing“, schreibt die Philosophin und Geschlechtertheoretikerin Judith Butler (1999, S. 33) über die Performativität von Geschlecht in ihrem zentralen Werk *Gender Trouble*.

Ebenso wie eine weibliche Geschlechtszugehörigkeit wird auch Männlichkeit im Sinne eines *doing masculinity* aktiv und permanent in alltäglichen Handlungen hergestellt. Im eigenen Handeln werden die vorherrschenden Männlichkeitskonzeptionen dabei ständig reproduziert, „um eine männliche Geschlechtszugehörigkeit ‚glaubhaft‘ zu repräsentieren“ (Budde, 2014, S.

20). Das Ergebnis von *doing masculinity* ist die (Re-)Produktion einer Norm von Männlichkeit, die als fragil betrachtet werden kann, da sie von den Akteuren selbst hergestellt wird, auch wenn dies nicht zwangsläufig freiwillig und eigenständig erfolgt. Die konkreten Ausprägungen und Praxen von *doing masculinity* sind kontextabhängig variabel, bleiben jedoch stets in dominante Bilder und gesellschaftlich verfügbare Symboliken eingebettet (vgl. ebd., S. 21). Ausgehend von diesen Vorüberlegungen möchte ich nun mit der theoretischen Grundlegung zum Themenkomplex Männlichkeit und Freundschaft beginnen.

2.2. Männlichkeit(en)

Was ist Männlichkeit? Ein Blick in die Forschungslandschaft zu Männlichkeit zeigt, dass meist unklar bleibt, was darunter eigentlich verstanden wird. Anders als es uns Alltagstheorien und vermeintlich allgemeingültige Annahmen über Jungen und Männer vermitteln wollen, lässt sich, mit der Soziologin und Geschlechterforscherin Raewyn Connell (2015) gesprochen, feststellen, dass Männlichkeit keineswegs als kohärent oder isolierte Einheit begriffen werden kann. Vielmehr ist sie ein Faktor einer umfangreichen Struktur (vgl. ebd., S. 119). Da Männlichkeiten – ebenso wie Weiblichkeiten – „multiple, conflicting and hierarchical“ (Hanlon, 2012, S. 7) sind, wird der Begriff in der Männlichkeitsforschung heute oft im Plural verwendet. Die Verwendung des Wortes im Singular birgt die Gefahr, ein gewisses Bild von Männlichkeit zu suggerieren, das schnell toxisch oder negativ besetzt ist. Von Männlichkeiten zu sprechen, verdeutlicht dagegen, dass es nicht nur die ‚eine‘ Form der Männlichkeit gibt.

Connell definiert Männlichkeit als „eine Position im Geschlechterverhältnis; [als] die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell, 2015, S. 124). Sie sind das Produkt „of men`s investments in social practices“ (Hanlon, 2012, S. 8). Männlichkeiten sind wandelbar und werden alltäglich hergestellt und reproduziert. Das macht sie jedoch schwer fassbar und beschreibbar. Fest steht jedoch, dass Männer nicht aufgrund bestimmter Dispositionen als männlich wahrgenommen werden. „Die Herstellung von Männlichkeit erfolgt in der Interaktion und durch den Umgang mit Zuschreibungen, Erwartungen und Vorstellungen von Männlichkeit, die kulturell weitergegeben werden“ (Buschmeyer, 2013, S. 122).

Der Erziehungswissenschaftler Jürgen Budde (2014) versteht Männlichkeit als „jenes kulturelle Muster, als die Summe der (teilweise auch widersprüchlichen) Anforderungen, denen all diejenigen entgegentreten, die Männer bzw. Jungen sind, sich als solche identifizieren und/oder als solche adressiert werden“ (S. 19). Ihm zufolge lassen sich einige Prinzipien festhalten, in

denen sich die heutigen Männlichkeitsanforderungen für viele Männern ähneln, auch wenn diese nicht für die Gesamtheit aller sich als männlich definierenden Personen gelten. Dazu zählen beispielsweise Aspekte wie „Coolness, Sportlichkeit, Selbstbewusstsein, Risikofreude, Überlegenheit, Konkurrenz aus Prinzip, Homophobie oder etwa Ironie“ (ebd., S. 20). Ähnlich definiert der Psychologe und Erziehungswissenschaftler Thomas Viola Rieske (2022) Männlichkeit zugespitzt als „die Privilegierung von Autonomie, Freiheit, Souveränität und die Abwehr von Bezogenheit, Verletzbarkeit, Fremdbestimmtheit“ (S. 292). Diese Anforderungen verlangen von Männern, sich zu ihnen ins Verhältnis zu setzen. Dies kann auf unterschiedliche Art und Weise erfolgen: So können Männer sich ihnen vollständig anpassen, sich ihnen widersetzen oder sie umdeuten. Je wichtiger es für eine Person ist, als „echter“ bzw. „richtiger“ Mann identifiziert zu werden, oder je stärker das jeweilige soziale Umfeld „nicht-männliches“ Verhalten sanktioniert, desto wirkmächtiger werden diese Anforderungen (vgl. Budde, 2014, S. 19f.)

Abschließend lässt sich festhalten, dass es zentral ist, kein enges Verständnis von Männern und Männlichkeit zu reproduzieren. Nicht jedes Handeln oder Sprechen von Männern muss zwangsläufig als Ausdruck von Männlichkeit theoretisiert werden. Ebenso lässt sich aus der Zuschreibung als Mann nicht automatisch auf eine entsprechende Selbstidentifikation schließen. Zugleich ist Männlichkeit als Dimension von Geschlecht „seldom completely irrelevant“ (Goedecke, 2018, S. 48). Dennoch wurde sie in der wissenschaftlichen Debatte bislang unzureichend dekonstruiert (vgl. Hearn, 2019, S. 54).

2.2.1. Kritische Männlichkeitsforschung

Men have been studying men for a long time, and calling it ‘History’, ‘Sociology’, or whatever.
(Hearn, 2004, S. 49).

Mit dieser etwas sarkastischen Aussage macht der Soziologe und Männlichkeitsforscher Jeff Hearn deutlich, dass Forschung über Männer keineswegs etwas radikal Neues ist. Mit der Idee, das „Allgemein Menschliche“ zu untersuchen, beforschen Männer andere Männer bereits seit sehr langer Zeit (Stichwort: Androzentrismus). Hearn (2004) nennt diese Art von Forschung, die Männer ins Zentrum rückt, ohne sie zu problematisieren, in Anlehnung an die Philosophin und Feministin Mary O’Brien (1981), „malestream“-Forschung (vgl. S. 49).

Davon deutlich zu unterscheiden ist eine Forschung, die Männer und Männlichkeiten in ihrer Vielfalt untersucht und den Blick auch auf das Machtgefüge zwischen verschiedenen Männlichkeiten lenkt (vgl. Buschmeyer, 2013, S. 82). Die “Critical Studies on Men and Masculinities” (CSMM) oder im deutschsprachigen Raum auch „kritische Männlichkeitsforschung“ genannt, setzt sich genau das zum Ziel: Vergeschlechtlichte

Machtfragen stärker in den Fokus zu rücken. CSMM können in den Gender und Women's Studies als Teildisziplin verortet werden, sind jedoch laut Hearn (2019) keineswegs ein „coherent *field* of studies or a disziplin, but rather a rather messy and fragmented set of activities“ (S. 54). Sie verstehen sich als kritisch, divers, ontologisch, epistemologisch und politisch und betonen, dass Männlichkeiten nicht losgelöst von strukturellen Machtmechanismen wie patriarchalen, kapitalistischen, imperialistischen und anderen Unterdrückungsmechanismen betrachtet werden können (ebd.).

Eine Kritik an Männern und Männlichkeiten ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil diese „a social category of power“ (ebd., S.55) darstellen. Trotz unterschiedlicher Formen, die Macht annehmen kann, lässt sich nicht leugnen, dass in den meisten Gesellschaften und insbesondere denen des westlichen Kapitalismus, Männer in den meisten Lebensbereichen „structurally und interpersonally dominant“ (Hearn, 2004, S. 51) sind. Der Ansatz betont deshalb das komplexe Zusammenspiel zwischen Einheit und Differenz zwischen Männern innerhalb patriarchaler Systeme.

Entstanden ist die kritische Männlichkeitsforschung vor allem aus einer langen Geschichte sozialer Bewegungen – allen voran dem Feminismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen, aber auch der zunächst so genannten „Schwulenbefreiung“ (vgl. ebd., S. 50). Die Einsicht, dass Männer und Männlichkeiten zutiefst geschlechtlich geprägt sind, stellt bis heute ein zentrales Grundprinzip der CSMM dar. Von Beginn an waren darüber hinaus weitere Einflüsse prägend für die CSMM, darunter Bürgerrechts-, Antirassismus- und Umweltbewegungen sowie Impulse aus der LGBTQIA+ - Bewegung. Die CSMM können somit als intersektionales Projekt verstanden werden (vgl. Hearn, 2019, S. 56). Zentrale Fragen sind dabei etwa „What is a men?“ oder „What counts as man?“ (ebd.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die kritische Männlichkeitsforschung Männer als vergeschlechtlichte Subjekte begreift, die sozial konstruiert und gesellschaftlich reproduziert werden. Die Verwendung des Begriffs sowie des theoretischen Rahmens der CSMM soll dabei verdeutlichen, dass es sich um eine kritische, auf Männer bezogene, explizit geschlechtertheoretisch ausgerichtete Forschung handelt, die sowohl von Männern als auch von Frauen – jeweils getrennt oder gemeinsam – betrieben wird (vgl. ebd.).

2.2.2. Hegemoniale Männlichkeit

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit ist eines der leitenden, wenn nicht sogar das zentrale Konzept im Feld der kritischen Männlichkeitsforschung. Es wurde ursprünglich von den Männlichkeitsforscher*innen Tim Carrigan, Raewyn Connell und John Lee (1985)

begründet und insbesondere von Connell ab den 1980er Jahren wiederholt weiterentwickelt und geprägt (vgl. Connell 1987, 2015; Connell und Messerschmidt 2005). Der Ansatz beleuchtet Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen ebenso wie diejenigen unter Männern selbst. Den Kern der Männlichkeitstheorie von Connell bildet der Begriff der Hegemonie, welcher von dem marxistischen Philosophen Antonio Gramsci entlehnt wurde. Mit Hegemonie wird bei Gramsci eine Form von Herrschaft bezeichnet, die nicht auf Gewalt und Zwang beruht, sondern „auf einem impliziten Einverständnis der Untergeordneten mit ihrer sozialen Lage“ (Meuser & Scholz, 2012, S. 24). Dieses Einverständnis wird kulturell über geteilte Normen, Werte und Deutungsmuster erzeugt. Die gesellschaftliche Dominanz von Männern ist laut dem Männlichkeitsforscher Michael Meuser (2010) in der symbolischen und institutionellen Verknüpfung von Männlichkeit und Autorität verankert (vgl. S. 101). Insbesondere das Verhältnis von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist dabei durch Dominanz und Unterordnung geprägt und stellt für Connell (1999) die „Hauptachse männlicher Macht“ (S. 94) dar.

Gleichzeitig bestimmt sich Männlichkeit durch die Beziehungen von Männern untereinander. Diese Dimension bezeichnet Connell als Nebenachse männlicher Macht. Innerhalb der Gesellschaft konkurrieren diverse Konstruktionen von Männlichkeit, die laut Connell in einem hierarchischen Verhältnis zueinanderstehen. Dabei ist jedoch nur eine Männlichkeit hegemonial, der Rest steht in spezifischen Relationen zu ihr und kann von Hegemonie, Dominanz, Unterordnung und Komplizenschaft ebenso wie von Marginalisierung oder Ermächtigung gekennzeichnet sein (vgl. ebd., S. 102). Die Konstruktion von Männlichkeit erfolgt im Sinne Connells demnach über eine doppelte Dominanz- und Abgrenzungslogik, nämlich gegenüber Weiblichkeit(en) und Männlichkeit(en).

Die zentrale Komponente der Konstitution hegemonialer Männlichkeit ist Heterosexualität, die dazu führt, dass Heteronormativität und Homophobie „zum genuinen Bestandteil von hegemonialer Männlichkeit“ (Tuider, 2012, S. 389) werden. Der Begriff der Heteronormativität von Michael Warner (1991), einem Mitbegründer der Queer-Theorie, verweist

auf die gesellschaftlich vorherrschende Norm der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit, die, trotz vielfachen Wandels im historischen Verlauf, als natürlich gegeben und selbstverständlich vermittelt werden. Damit verbunden sind normative Annahmen zu Körperlichkeit, Verhalten, Seinszuschreibungen, sexueller Praxis und Lebensformen (Kruppa, 2019, S. 19)

Schwule Männer oder Trans*-Männer zählen demnach im Sinne Connells zu den untergeordneten Männlichkeiten und sind in Folge vielfach von Ausgrenzungen und Marginalisierungen betroffen.

Connell (2015) versteht hegemoniale Männlichkeit als die Verkörperung der „derzeitig akzeptierten Strategie“ (S. 131), die die Aufrechterhaltung des Patriarchats und die

Vorherrschaft gegenüber Frauen und Weiblichkeiten sowie anderen Männern und Männlichkeiten sicherstellt. Wichtig dabei ist das kleine Wörtchen „derzeit“, das auf die Veränderlichkeit von hegemonialer Männlichkeit anspielt: „Es ist vielmehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann“ (Connell, 2015, S. 130). Eine Transformation von Männlichkeit(en) ist dementsprechend als wichtiger Bestandteil von hegemonialer Männlichkeit zu betrachten. In der vorliegenden Arbeit wird hegemoniale Männlichkeit als die „traditionelle“, idealisierte Form von Männlichkeit verstanden, deren zentrales Merkmal es ist, Stärke und Kontrolle auf- und Verletzlichkeit abzuwerten.

2.2.3. Räume für Männlichkeit(en): Homosozialität

Geschlechterverhältnisse konstituieren sich nicht nur in heterosozialen Kontexten – also zwischen den Geschlechtern – sondern insbesondere innerhalb von Geschlechtergruppen. Die Aneignung von Männlichkeit findet dabei in besonderem Maße innerhalb sogenannter homosozialer Kontexte statt (vgl. Meuser, 2008b, S. 430). Homosozialität bezeichnet die wechselseitige Orientierung der Angehörigen eines Geschlechts aneinander – „the seeking, enjoyment and/or preference of the company of the same sex“ (Lipman-Blumen, 1976, S. 16). Laut Michael Kimmel (1996), einem Soziologen und frühen Vertreter der Männlichkeitsforschung, wird männliche Geschlechtsidentität vorrangig in männlich-homosozialen Handlungsfeldern ausgebildet und gefestigt: „Masculinity is largely a homosocial enactment“ (S. 7). In empirischen Studien kommt immer wieder zum Ausdruck, dass Männer die homosoziale Männergemeinschaft als einen Ort der Authentizität wahrnehmen, als Handlungsfeld, in dem der Mann in Abgrenzung gegenüber dem „anderen Geschlecht“ auf gewisse Weise bei sich ist und in dem er sich nicht verstellen muss (vgl. Meuser, 2008b, S. 431).

Auch bei Pierre Bourdieu, dessen Theorie der „männlichen Herrschaft“ die europäische Männerforschung maßgeblich geprägt hat, lässt sich eine Auseinandersetzung mit Homosozialität erkennen, auch wenn er diesen Begriff nicht explizit verwendet. Dies wird insbesondere in seiner Beschreibung der Konstitution des sogenannten „männlichen Habitus“ deutlich, der als Grundlage männlicher Herrschaft verstanden werden kann. Unter dem Habitus versteht der französische Soziologe das Ergebnis gesellschaftlicher Prägungen, durch die Individuen bestimmte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster verinnerlichen. Diese geben vor, wie Menschen sich verhalten sollen und strukturieren auf diese Weise die soziale Welt. Der Habitus wirkt dabei vergeschlechtlichend, indem er ein binäres Ordnungsschema

(weiblich/männlich) bereitstellt, anhand dessen Praktiken und Dispositionen geschlechtlich eingeordnet und bewertet werden (vgl. Meuser, 2010, S. 114).

Ein männlicher Habitus wird Bourdieu (1997) zufolge „nur in Verbindung mit dem, den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen“ (S. 203), konstruiert. Gemeint sind damit homosoziale Räume, in denen Männer untereinander um Anerkennung und Status konkurrieren – beispielsweise in Politik, Militär, Sportvereinen oder auch Freundeskreisen (vgl. Meuser, 2008a, S. 33). Die geschlechtliche Sozialisation zielt laut Bourdieu darauf ab, Männer dazu zu bringen, „die Machtspiele zu lieben“ (Bourdieu, 1997, S. 201). Analog zur doppelten Logik von Dominanz- und Abgrenzung in Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit sind auch bei Bourdieu zwei zentrale Prinzipien für die Herausbildung männlicher Identität entscheidend: Zum einen die Abgrenzung gegenüber Frauen und gegenüber bestimmten „anderen“ Männern, zum anderen die Herstellung von Zusammenhalt unter Männern (vgl. Meuser, 2008b, S. 430).

Bereits von Jugend an lernen Männer in homosozialen Gemeinschaften, sich die Distinktions- und Strukturlogik des männlichen Habitus anzueignen. Die hegemoniale Männlichkeit wird dabei immer wieder als Norm bekräftigt, an deren Gültigkeit Männer – unabhängig von einem möglicherweise abweichenden individuellen Selbstverständnis – immer wieder aufs Neue erinnert werden (vgl. ebd.). Homosoziale Männergemeinschaften fungieren somit als Verstärker von hegemonialer Männlichkeit. Insbesondere Männer, die eher nicht-traditionelle, an Geschlechtergerechtigkeit orientierte Einstellungen vertreten, also einem eher alternativeren Männlichkeitsbild entsprechen, werden in homosozialen Räumen mehr oder minder subtil auf die Gültigkeit des hegemonialen Ideals hingewiesen. Auf diese Weise agiert die homosoziale Männergemeinschaft „gleichsam als kollektiver Akteur der Konstruktion von Differenz und der Bekräftigung von Distinktion“ (ebd.).

2.2.4. Alternative Männlichkeiten (*Caring Masculinities*)

Männlichkeiten befinden sich in stetigem Wandel. Im gesellschaftlichen Diskurs ist seit mehreren Jahren häufig von einer vermeintlichen „Krise von Männlichkeit“ die Rede (vgl. Meuser & Scholz, 2012, S. 23). Die Soziologinnen Sophie Ruby und Sylka Scholz (2018) lehnen diese Ansicht ab und argumentieren, dass es vielmehr „a challenge to traditional constructions of masculinity and possibility also to hegemonic masculinity“ (S. 329) als eine Krise sei, mit der sich Männer derzeit konfrontiert sehen. Geschlechterverhältnisse verändern sich und stellen Männer vor habituelle Unsicherheiten und Herausforderungen, die jedoch dazu beitragen können, Alternativen zu hegemonialer Männlichkeit herauszufordern.

Nicht nur im gesellschaftlichen Diskurs, auch in der kritischen Männlichkeitsforschung werden Entwicklungen wie diese diskutiert und aufgegriffen. In den letzten Jahren haben sich dabei einige Ansätze entwickelt, die transformierende Männlichkeiten in den Fokus rücken (vgl. Pangritz 2023, S. 139). Die theoretischen Entwürfe setzen meist an Leerstellen von Connells Ansatz der hegemonialen Männlichkeit an und können gesammelt als alternative Männlichkeiten gefasst werden. Da die von Connell beschriebenen untergeordneten Männlichkeiten keine positive Ausformulierung oder kritische Abwendung zur hegemonialen Männlichkeit zulassen, soll mit alternativen Männlichkeitsentwürfen gezeigt werden, „dass eine kritische Abgrenzung zur hegemonialen Männlichkeit möglich ist und damit verbunden Transformationen von Männlichkeiten, die sich positiv [...] auf Geschlechterverhältnisse auswirken können“ (Pangritz, 2019, S. 139). Mittlerweile existiert in der Literatur eine Vielzahl an alternativen Männlichkeitskonzepten, darunter beispielsweise „Hybrid Masculinities“ (Bridges & Pascoe 2014; Eisen & Yamashita 2017), „Inclusive Masculinities“ (Anderson 2009; Anderson & McCormack 2018), „Positive Masculinities“ (Englar-Carlson & Kiselica, 2013), „Critical Positive Masculinity“ (Lomas, 2013) oder „Caring Masculinities“ (Elliott, 2016).

In der vorliegenden Arbeit werden unter dem Begriff *alternative Männlichkeiten* diejenigen Männer gefasst, die sich in einem ablehnend-kritischen Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit verstehen oder auf der Suche nach Alternativen sind. Eine solche Haltung geht zumeist mit einer Reflexion der eigenen Männlichkeit und einer Auseinandersetzung mit bestehenden Geschlechterverhältnissen einher. Dennoch muss betont werden, dass auch Männer dieses Typus im System hegemonialer Männlichkeit verankert sind und auf „der Ebene der (rhetorischen) Kritik stehen bleiben [können], ohne eine tatsächliche Veränderung des Geschlechterverhältnisses zu befördern“ (Buschmeyer, 2013, S. 101). Für eine weitere Ausdifferenzierung alternativer Männlichkeiten wird im Folgenden der Ansatz der *Caring Masculinities* näher erläutert, da er vor allem im deutschsprachigen Raum viel rezipiert wird und für die spätere Analyse von Männlichkeit und Freundschaft fruchtbar gemacht werden kann.

Die australische Soziologin und Geschlechterforscherin Karla Elliott (2016) entwickelte mit ihrem Konzept der *Caring Masculinities* ein Modell zur Analyse der Herstellung fürsorglicher und somit alternativer Männlichkeiten. Dieses knüpft sowohl an feministische Forschung zu Care und kritische Männlichkeitsforschung als auch an Arbeiten des irischen Soziologen und Männlichkeitsforschers Niall Hanlon (2012) zu Männlichkeiten und Fürsorge an. *Caring Masculinity* wird dabei als männliche Subjektivierungsweise begriffen, die durch zwei zentrale Aspekte gekennzeichnet ist: Den Ausschluss von Dominanz sowie die Einschreibung von

Werthaltungen der Fürsorge, „such as positive emotion, interdependence, and relationality“ (Elliott, 2016, S. 241) in das Selbstbild männlicher Subjekte. Care, also Fürsorglichkeit, wird dabei als „widened concept“ (Scambor et al., 2016, S. 36) verstanden und umfasst nicht nur klassische Care-Arbeit im Sinne der Pflege von Angehörigen oder Kinderbetreuung, sondern vor allem auch Selbstfürsorge oder Care für Freund*innen bzw. die eigene Community (vgl. ebd.).

In der Abwesenheit von Dominanz erkennt Elliott das Potential zu einer Veränderung des bestehenden Geschlechterverhältnisses und bezieht hier auch die Literaturwissenschaftlerin und Autorin bell hooks (2004) sowie ihre Gedanken zu einer „nondominator-culture“ (S. 115) in ihre Überlegungen ein. Diese fordert Männer dazu auf, ihre Männlichkeit nicht aufzugeben, sondern vielmehr illoyal gegenüber der patriarchalen Männlichkeit zu werden, „in order to find a place for the masculine that does not make it synonymous with domination or the will to violence“ (ebd.). Anstatt mit dem Willen zu Aggression, würden Männer vielmehr mit einem inhärenten Bedürfnis nach Verbundenheit geboren werden (vgl. ebd., S. 117).

Mit Caring Masculinities präsentiert Elliott einen Ansatz, der als Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit gefasst werden kann, da er das Ziel verfolgt, diese zu destabilisieren (vgl. Pangritz, 2019, S. 137). In Anlehnung an Connell (1995; 2015) geht Elliott (2016) von einem pluralisierten Männlichkeitsbegriff aus und betont, dass das Konzept der Caring Masculinities nicht dazu dient, Männer und Männlichkeiten zu homogenisieren. Ebenso wie hegemoniale Männlichkeiten sind auch fürsorgende Männlichkeiten durch gesellschaftliche Situation, Geschichte und Kultur geprägt (vgl. S. 246).

Für Elliott (2016) bedeutet die Ablehnung von Herrschaft und Dominanz letztendlich, die Privilegien der hegemonialen Männlichkeit aufzugeben und somit soziale Diffamierung zu riskieren, indem man(n) nicht den Rollen entspricht, die von einem klassischen Mann erwartet werden (vgl. S. 241ff.). Abgesehen von diesen „Risiken“, bietet eine männliche Praxis im Sinne Caring Masculinities jedoch vor allem Vorteile für Männer, insbesondere hinsichtlich Gesundheit und Wohlbefindens, verbesserter partnerschaftlicher und familiärer Beziehungen sowie im Umgang mit riskantem oder gewaltförmigem Verhalten (vgl. Nayak, 2023, S. 179). Insgesamt lässt sich Elliotts Idee fürsorgender Männlichkeiten als „positive und egalitäre Ausstattung von Männlichkeit“ (Pangritz, 2019, S. 140), verstehen, der ein subversives Potential inhärent ist, da über die spezifische Subjektposition Einfluss auf

Geschlechterverhältnisse genommen werden kann, was wiederum zu deren Demokratisierung⁵ beiträgt.

Abschließend lässt sich festhalten, dass alle der angeführten Männlichkeitskonzepte und -theorien nicht als starre Typisierungen verstanden werden können. Männlichkeiten sind vielfältig und ambivalent und entziehen sich einer eindeutigen Zuordnung zu einem einzelnen Modell. Entsprechend handeln und denken Männer nicht in konsistenter Weise entlang festgelegter Muster. Auch alternative Männlichkeiten bleiben in bestehende hegemoniale Strukturen eingebunden. So kann etwa Care in Männlichkeitskonstruktionen integriert werden, „ohne dass eine Abwendung von Dominanz festzustellen wäre“ (Heilmann & Scholz, 2017, S. 349). Alternative Männlichkeit impliziert somit nicht zwangsläufig einen Ausschluss von Dominanz oder anderen Aspekten hegemonialer Männlichkeit. Vor diesem Hintergrund sind Männlichkeitskonzepte nicht als statisch, sondern als dynamisch zu begreifen. Im Fall von Caring Masculinities bedeutet dies, diese „nicht als normativen Zielpunkt einer »neuen Männlichkeit« [...], sondern eher als ergebnisoffenen, transformativen Prozess von Subjektivierung“ (ebd., S. 350), zu verstehen.

2.3. Freundschaft als unterschätzte Sozialkategorie

Im folgenden Abschnitt wird zunächst der Versuch unternommen, sich dem Begriff der Freundschaft begrifflich anzunähern und zentrale Merkmale sowie Schwierigkeiten seiner Definition aufzuzeigen. Darauf aufbauend wird das Verhältnis von Freundschaft und Geschlecht beleuchtet, um herauszuarbeiten, wie gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse Freundschaften prägen und strukturieren.

2.3.1. Begriffliche Annäherung an den Freundschaftsbegriff

„Friendship is an undertheorized but increasingly important relationship in late modernity“ konstatieren Goedecke & Wallin (2016, S. 55). Freundschaftsbeziehungen spielen eine elementare Rolle in unserer Gesellschaft. Das verdeutlicht nicht zuletzt das Sprichwort „Blut ist dicker als Wasser“, das – anders als es vermuten lässt – darauf anspielt, dass die Beziehungen, die durch Blutsschwüre entstehen, stärker sind als diejenigen, die qua Geburt vorgegeben sind (vgl. Schobin et al., 2016, S. 11). Doch beim Versuch zu bestimmen, was

⁵ Mit Demokratisierung meint Elliott (2016), dass Männer, die im Sinne von Caring Masculinities agieren, durch ihre Subjektposition einen Einfluss auf die Gestaltung von Geschlechterverhältnissen nehmen können. Care gilt innerhalb Debatten zur feministischen Fürsorgeethik als „unverzichtbares Bindeglied des gesellschaftlichen Zusammenhalts [...] und [wird] damit zu einem zentralen Element für eine Theorie der Demokratie“ (Theobald 2019, S. 776). Care kann also als analytische Linse fungieren, über die gesellschaftliche Verantwortlichkeiten und Aushandlungsprozesse im Sinne demokratischer Werte verhandelt werden können (vgl. Pangritz, 2023, S. 139).

Freundschaft eigentlich ist, tauchen einige Probleme auf. Zunächst sind Freundschaften in modernen Gesellschaften vielfältig und fluide, sodass es schier unmöglich scheint, eine Liste von Eigenschaften zu finden, die kennzeichnend für Freundschaften sind. Auch eine Definition über die Abgrenzung zu anderen Beziehungsformen – etwa über Kriterien wie Nicht-Verwandtschaft oder Nicht-Sexualität – greift zu kurz, da sich beispielsweise auch Partner*innen in romantischen Beziehungen als Freund*innen begreifen.

Einen konsistenten und universell einsetzbaren Begriff der Freundschaft zu entwickeln, mit dem das soziale Phänomen fassbar wird, scheint deshalb auf den ersten Blick schwer (vgl. ebd., S. 14). Lösbar wird die Schwierigkeit der begrifflichen Bestimmung dann, wenn einige logische Grundannahmen verändert werden. Dazu gehört, Freundschaft als „relationales Label“ (Allan, 1979, S.73) zu begreifen, mit dem nicht einfach nur eine bestimmte Beziehungsart mit bestimmten Eigenschaften beschrieben wird, sondern vielmehr eine Familie abstrakter Beziehungsformen. Diese können von sehr engen bis zu losen Kontakten reichen (vgl. Goedecke, 2018, S. 26). Freundschaft als Sozialform existiert nach heutigem Kenntnisstand bereits seit der Antike, ist in ihrer Ausgestaltung jedoch meist auf situative Interpretationen angewiesen, da sie nur selten institutionelle verankert ist (vgl. Schobin et al., 2016, S. 15).

Es gibt somit nicht notwendigerweise eine Eigenschaft, die allen Freundschaften gemein ist. Da Freundschaft, anders als Verwandtschaft, nicht mittels externer Merkmale definiert bzw. identifiziert werden kann, wird sie vielmehr von innen heraus definiert, aus der subjektiven Sicht der Beteiligten selbst. Dabei ist jedoch noch nicht gesichert, dass wenn Person A Person B als Freund bezeichnet, dies auch vice versa erfolgen würde (vgl. Schobin et al., 2016, S. 56). Freundschaft wird oftmals als „the freest of all relationships“ (Goedecke, 2018, S. 18) verstanden, sie gilt als freiwillig und ungeregelt. Im Gegensatz zu formalisierten Beziehungsformen wie der Ehe sind Freundschaften nicht mit rechtlichen oder finanziellen Ansprüchen verbunden. Diese relative Freiheit ermöglicht es zwar, Freundschaften auf flexible Art und Weise zu gestalten und zu leben. Sowohl der Soziologe Harry Blatterer (2016) als auch die Geschlechterforscherin Klara Goedecke (2018) betonen, dass es jedoch wichtig ist, diese Freiheit nicht zu überschätzen und insbesondere die Auswirkungen von Beziehungsnormen, institutionellen und strukturellen Grenzen sowie Machtverhältnissen im Kontext von Freundschaft im Blick zu behalten (vgl. S. 62; S.19).

Freundschaft kann als diskursiv hervorgebrachtes Phänomen betrachtet werden, das sich erst durch ein Außen, durch die Beziehung zu anderen Konzepten und Kategorien ausformt. Die Bedeutung von Freundschaft ist jedoch nie endgültig festgelegt, sondern bleibt aufgrund der

Abhängigkeit davon, welche Beziehungsformen gesellschaftlich zu einer bestimmten Zeit als möglich, vorstellbar und wünschenswert angesehen werden, veränderbar und instabil (vgl. Goedecke, 2018, S. 19). Deutlich wird dies an einem Beispiel: Die Soziologin Francesca Cancian konstatiert im Jahr 1987, dass eine Beziehung, um als Freundschaft anerkannt zu werden, bestimmte Merkmale aufweisen müsse: So sollte sie das Teilen von Geheimnissen oder privaten Informationen beinhalten, zweitrangig gegenüber Ehe-, Liebespartnern oder Kindern sein und keinen sexuellen Kontakt umfassen (vgl. S. 134). Ob diese Definition im Jahr 2026 noch gültig ist, hängt vermutlich stark davon ab, welche Person dazu befragt wird – vor dem Hintergrund von Konzepten wie „Freundschaft plus“ oder Freund*innen als „Family of Choice“, muss Cancians Definition heute infrage gestellt werden (vgl. Blatterer, 2016, S. 65).

Das Beispiel verdeutlicht, dass Freundschaft immer in einem bestimmten gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Kontext existiert und durch verschiedene Faktoren strukturiert wird. Freundschaften können von Liebe, Fürsorge und Verständnis gezeichnet sein, aber auch instrumentelle Aspekte beinhalten, insofern „that they involve a degree of relying on, depending or needing a friend“ (Goedecke, 2018, S. 24). Auch strukturelle Faktoren wie finanzielle Ressourcen, Wohnverhältnisse, Alter, Gesundheit, Familie, Geschlecht, Klasse, Sexualität und Nationalität beeinflussen das soziale Leben von Menschen in besonderem Maße und demnach auch, wie viele Freundschaften eine Person hat, wie viel Kapazität vorhanden ist, Zeit mit Freund*innen zu verbringen und wie eine Freundschaft gestaltet wird (vgl. ebd.).

Fest steht also: Freundschaft ist nicht etwas, das in einem luftleeren Raum entsteht. Sie wird auf unterschiedliche Weise gedacht und gelebt und ist eingebettet in Strukturen und Vorstellungen, die beeinflussen, wie Freundschaft überhaupt verstanden und gelebt werden kann. Dazu gehören nicht zuletzt Faktoren wie Geschlecht und Sexualität. Die Frage danach, was Freundschaft ist und welches subjektive Konzept damit verbunden ist, muss deshalb immer wieder neu empirisch ermittelt werden (vgl. Schobin et al., 2016, S. 57). Das Beschreiben von konkreten Freundschaftspraxen, die analog zu *doing gender* oder *doing masculinity* als *doing friendship* gefasst werden können, stellt einen Versuch dar, herauszufinden, welche Formen Freundschaft annehmen kann und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wird.

2.3.2. Freundschaft und Geschlecht

Our spirits, his and mine, were so closely yoked together, considering one another with an ardent affection... which lay so bare the very entrails of being, that not only did I know his soul as I knew mine, but I would certainly have trusted myself more willingly to his hands than mine. (de Montaigne, zitiert nach Brain, 1976, S. 24)

Die gesellschaftliche Prägung von Freundschaft wird besonders anhand von Geschlechterunterschieden deutlich. Ein Blick in die Geschichte von Freundschaft macht deutlich, dass diese, meist unausgesprochen, als Angelegenheiten von Männern verstanden wurde (vgl. Schobin et al., 2016, S. 111). „Historically male friendships have been regarded as the epitome of true friendship and revered as a model of what friendship ought to be“ (Pope, 1993, S. 17). Bilder und Vorstellungen „wahrer Freundschaft“ waren sowohl in der Mythologie als auch im alltäglichen Leben männlich dominiert und mit Werten wie Tapferkeit, Loyalität und Heroismus konnotiert.

Frauen dagegen galten als nicht fähig, „echte“ Freundschaften zu führen (vgl. Nardi, 1992, S. 1). Der französische Philosoph Michel de Montaigne (1999) erklärte diese Unfähigkeit damit, dass ihr „geistiges Vermögen den Anforderungen des engen Gedankenaustausches und Umgangs nicht gewachsen [sei], aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht“ (S. 88). Lange Zeit fanden Frauenfreundschaften deshalb nur im Intimen, Privaten statt (vgl. Alleweldt, 2013, S. 11). Die Freundschaft zwischen Männern galt hingegen in der Antike sogar als Idealform aller menschlichen Beziehungen. So forderte beispielsweise Aristoteles, dass Männerfreundschaften die Basis einer Gesellschaft bilden sollten und nicht die Familie bzw. die Ehe zwischen Mann und Frau, wie es die christliche Kirche postulierte (vgl. Berger, 2015).

Heute hat sich dieses Bild gewandelt: Frauenfreundschaften gelten häufig als besonders erfüllende Beziehungen, da sie sich durch Intimität, Vertrauen und Fürsorge auszeichnen (vgl. Nardi, 1992, S. 1). Der Feministin und Dichterin Adrienne Rich (2003) zufolge ist ihnen darüber hinaus ein politisches Potential inhärent, wenn sie schreibt, Frauenfreundschaften „will contribute to changing the social relations of the sexes, to liberating ourselves and each other“ (S. 34). Männerfreundschaften hingegen werden auf andere Weise als politisch verstanden: Sie gelten vielfach als von Macht, Hierarchien, Sexismus und Homophobie durchdrungen und durch eine Abwesenheit von Intimität gekennzeichnet (vgl. Goedecke, 2018, S. 16).

Dass Männerfreundschaften heute als weniger intim wahrgenommen werden, ist laut dem Soziologen und Männlichkeitsforscher Peter M. Nardi (1992) unter anderem auf die begriffliche Einführung von Homo- und Heterosexualität im 19. Jahrhundert zurückzuführen. „A conceptualization of homosexuality“ (ebd. S. 3) existierte zuvor nicht, was es Männerfreundschaften ermöglichte, von einer „loving nature“ (ebd.) gekennzeichnet zu sein. Körperliche Beziehungen zwischen Männern oder das Teilen eines Bettes waren bis dahin unter Männern nicht unüblich, weil Handlungen wie diese nicht zwingend mit einer sexuellen Beziehung in Verbindung gebracht wurden. Mit der Etablierung der Unterscheidung zwischen

Homosexualität und Heterosexualität – nun verstanden als Ausdruck innerer biologischer und psychischer Dispositionen – nahm die Stigmatisierung gleichgeschlechtlicher Berührung und Intimität zu.

Implikationen eines gesteigerten Bewusstseins von Homosexualität zeigten sich laut dem Soziologen Robert A. Lewis (1987) fortan darin, dass Männer nicht mehr wüssten, „what it means to love and care for a friend without the shadow of some guilt and fear of ridicule“ (S. 108). Für das Gefühl der Angst heterosexueller Männer, als schwul gelesen zu werden, führen Anderson und McCormack (2014) den Begriff „homohysteria“ ein (vgl. S. 109). Dieser verdeutlicht die historisch bedingte Verschränkung von Homophobie und Männlichkeit. Intimität unter Männern wird auch heute noch zumeist in kontextualisierte, heterosoziale Räume verlagert, wie etwa in den Sport, wo dominante Bilder von Männlichkeit meist nicht in Frage gestellt werden (vgl. Theißl & Kettner, 2019; Messner, 1992, S. 218). Innerhalb dieses ritualisierten Rahmens können sich Männer nah sein und sich beispielsweise nach einem entscheidenden Tor ohne Furcht vor Konsequenzen in den Armen liegen (vgl. Theißl & Kettner, 2019).

Um Freundschaften zwischen heterosexuellen Männern vom Verdacht der Homosexualität freizusprechen, kennt die Popkultur mittlerweile einige Begriffe. Darunter beispielsweise „no homo“, der als Hashtag in den Sozialen Medien tausendfach zu finden ist. Auch „Bromance“, ein Kofferwort aus „brother“ und „romance“, wird von Männern gelegentlich verwendet, um eine besonders enge Freundschaftsbeziehung zueinander zu beschreiben. Obwohl der Begriff „Bromance“ eine gewisse Überschreitung traditioneller Männlichkeitsnormen suggeriert, markiert er zugleich die Beziehung als eindeutig heteronormativ und verortet sie – ähnlich wie im Sportkontext – auf dem sicheren Terrain der bestehenden Geschlechterordnung (vgl. ebd.).

Es muss jedoch betont werden, dass grundsätzlich nicht das Geschlecht ausschlaggebend dafür ist, dass Männer und Frauen unterschiedliche Freundschaften führen. Vielmehr sind es ihre unterschiedlichen Positionen in der Gesellschaft (Schobin et al., 2016, S. 112). Diese wiederum resultieren vor allem aus einer geschlechtsspezifischen Sozialisation und der frühkindlichen Entwicklung, die zu unterschiedlichen Intimitätskonzepten führen (vgl. ebd., S. 111). Traditionelle Geschlechterrollen- und stereotype gelten als ausschlaggebend für geschlechtsspezifische Unterschiede in Freundschaften (vgl. ebd.). Eben jene Unterschiede prägen die Forschung zu Freundschaften bis heute. Eine Arbeit, deren Erkenntnisse heute immer noch diskutiert werden, stammt von Paul H. Wright (1982). Der Psychologe typisierte Männer- und Frauenfreundschaften in sogenannte „Face-to-Face“ und „Side-by-Side“-

Freundschaften (vgl. S. 8). Letztere beziehen sich auf Männerfreundschaften, die Wright als eher instrumentell, aufgabenorientiert und basierend auf gemeinsamen Aktivitäten beschreibt. „Men tend to *do things* (Herv. i. O) with each other, rather than spending their time talking about their inner lives“ (Messner, 1992, S. 116). Mit Face-to-Face hingegen wird die „für Frauen charakteristische tiefe, persönliche, an der Beziehung selbst orientierte Freundschaft“ (Schobin et al., 2016, S. 112) bezeichnet. „Women tend to place a very high value on *talk* (Herv. i. O.)“ (Messner, 1992, S. 216).

Infolgedessen werden Fragen von Männern in Bezug auf Emotionalität häufig auf Beziehungen mit Frauen ausgelagert (vgl. Theißl & Kettner, 2019). Dabei kann es sich sowohl um partnerschaftliche Beziehungen als auch um freundschaftliche Beziehungen handeln, die oftmals als „cross-sex-friendships“ (Blatterer, 2016, S. 62) bezeichnet werden. Innerhalb dieses geschützten Rahmens mit Frauen können intime Themen „sicher“ aufgenommen und bearbeitet werden, erklärt der Männlichkeitsforscher Paul Scheibelhofer in einem Interview (Theißl & Kettner, 2019). Gleichzeitig bleibt es möglich, hegemoniale Männlichkeit in Beziehungen zu anderen Männern aufrechtzuerhalten: „Men’s feelings are handled by women, in order for men to be able to appear autonomous and unemotional in front of other men“ (Schmitt, 1998, S. 86f.).

Auf diese Weise wird Care-Arbeit nicht von anderen Männern, sondern von Frauen im nahen sozialen Umfeld übernommen, wodurch patriarchale Formen der „Arbeitsteilung“ reproduziert werden (vgl. Theißl & Kettner, 2019). Männer profitieren hingegen in besonderem Maß von diesen Strukturen, insbesondere im Hinblick auf ihre mentale Gesundheit. Fehlen jedoch sowohl freundschaftliche als auch partnerschaftlichen Beziehungen zu Frauen und zugleich die Möglichkeit, innerhalb männlicher Freundschaften über Probleme oder Gefühle zu sprechen, sind Männer oft „socially isolated“ (McKenzie et al., 2018, S. 1257) und von Einsamkeit betroffen.

Es bestehen offensichtlich geschlechtsspezifische Unterschiede in der Art und Weise, wie Freundschaften gelebt werden. Dennoch birgt eine geschlechterorientierte Forschung, die sich nur auf Differenzen zwischen Frauen und Männern konzentriert, die Gefahr, diese Unterschiede zu essentialisieren und weiter fortzuschreiben. Männer verhalten sich in Freundschaften nicht auf eine bestimmte „männliche“ Art und Weise, weil ihr Geschlecht ein entsprechendes Wesen vorgibt. Vielmehr sind es vergeschlechtliche gesellschaftliche Erwartungen an Männlichkeit, die dazu beitragen, dass Freundschaft als „part 22ft he performance of masculinity“ (Migliaccio, 2009, S. 238) betrachtet werden kann. Dominante Vorstellungen von

Männlichkeit, wie „autonomy, stoicism and non-emotionality“ (Goedecke & Wallin, 2016, S. 58) beeinflussen deshalb nicht nur Männer selbst, sondern wirken sich klarerweise auch auf ihre Freundschaften aus.

Fest steht, dass Geschlecht auch innerhalb von Freundschaften im Sinne eines *doing gender* aktiv hergestellt und ausgehandelt wird (vgl. Felmlee et al., 2012, S. 519). Folglich können Interaktionen zwischen Männern und ihren Freund*innen als Praktiken eines *doing masculinity* beschrieben werden (vgl. Migliaccio, 2009, S. 227f.). Die Freundschaften sind dabei als ambivalent zu betrachten: Einerseits können in ihnen Geschlechterkonstruktionen verfestigt werden, andererseits bergen sie das Potential, diese zu durchbrechen und zur Herausbildung von alternativen Männlichkeiten und damit neuen Weisen, „Mann“ zu sein, beizutragen (vgl. Goedecke, 2018, S. 16).

Auf Grundlage der vorangegangenen männlichkeits- und freundschaftstheoretischen Ausführungen wird in der vorliegenden Masterarbeit empirisch untersucht, ob und auf welche Weise Geschlecht bzw. Männlichkeit in den Freundschaftserzählungen cis-heterosexueller Männer hervorgebracht und verhandelt wird. Ziel ist es, die subjektiven Erzählungen der Interviewpartner über Freundschaft mit den gesellschaftlichen Anforderungsstrukturen an Männer in Beziehung zu setzen.

Dabei bin ich mir dessen bewusst, dass es „multiple ways of interacting with friends“ (Migliaccio, 2009, S. 238) und somit weder eine einheitliche Definition von Freundschaft, die allen Interviewpartnern zugrunde liegt, noch die *eine* Form von Männlichkeit gibt, die ihre Freundschaften kennzeichnet. Auch sind meine Forschungsergebnisse insoweit limitiert, als dass ich lediglich über die Erzählungen der Interviewpartner Schlüsse auf Freundschaftspraxen ziehen kann. Das konkrete, alltägliche *doing friendship* habe ich nicht beobachtet. Ziel ist es, durch die Gespräche neue Perspektiven auf Freundschaften von Männern zu erhalten und mit ihnen einen Beitrag zur kritischen Männlichkeitsforschung zu leisten.

3. Forschungsdesign und methodischer Zugang

Um mich dem Spannungsfeld von Freundschaft und Männlichkeit empirisch anzunähern, wählte ich für die vorliegende Masterarbeit einen qualitativen Forschungszugang in Form von Interviews. Bei einer Untersuchung von Narrativen über Männlichkeitsvorstellungen war es mir wichtig, diejenigen Akteure zu Wort kommen zu lassen, die Gegenstand des Männlichkeitsdiskurses sind – Männer. Mithilfe der Interviews können zudem subjektive Perspektiven auf Freundschaft rekonstruiert und Freundschaften bzw. Freundschaftsdiskurse als gesellschaftlich bedingte Sinn- und Deutungszusammenhänge analytisch zugänglich

gemacht werden. Wichtig zu betonen ist, dass es sich bei den Gesprächen um räumliche, zeitliche und soziale Nahaufnahmen handelt, die in ihrer größtmöglichen Tiefenschärfe aufgezeichnet werden sollen.

Im Folgenden werden die methodische Rahmung sowie das Forschungsdesign der Masterarbeit vorgestellt. Zunächst werden die zentralen Charakteristika des qualitativen leitfadengestützten Interviews, das für diese Untersuchung gewählt wurde, erläutert. Anschließend wird die Konzeption und der Aufbau des Leitfadens beschrieben. Darauf aufbauend wird das Sampling im Hinblick auf die Auswahlkriterien der Interviewpartner dargestellt sowie das konkrete Vorgehen begründet und aufgezeichnet. Im Anschluss werden die Gesprächspartner zur besseren Einordnung überblicksartig vorgestellt. Darüber hinaus werden die für die Arbeit relevanten forschungsethischen Überlegungen dargestellt. Das darauffolgende Kapitel widmet sich der persönlichen Reflexion des empirischen Forschungsprozesses sowie der Gesprächsdynamik. Den Abschluss bildet die Darstellung der Datenauswertung sowie der hierfür notwendigen Arbeitsschritte.

3.1. Das qualitative Leitfadeninterview

Das qualitative Interview ist eine Erhebungsmethode, die verwendet wird, um Denk-, Handlungs- und Deutungsmuster von Akteur*innen zu untersuchen (vgl. Wehr, 2014, S. 143). Insbesondere alltägliche Erfahrungen und kulturelle Gewissheiten können mit dem qualitativen Interview zu Tage gebracht werden, indem sich die forschende Person „dem Verständnis von Subjekten, kulturellen Deutungsmustern und Handlungspraktiken“ (Schmidt-Lauber, 2007, S. 174) annähert. Es lässt sich grundsätzlich als Gespräch verstehen, als Face-to-Face-Kommunikation zwischen zwei Menschen. Klingt die Kategorisierung als Gespräch im ersten Moment banal, wird auf einen zweiten Blick deutlich, dass das Gespräch nicht nur eine der grundlegendsten Kommunikationsformen ist, die Menschen verbindet, sondern auch eine besondere und komplexe Beziehungsform, da die forschende Person die Form des Interviews gemäß eines Interviewdesigns und vorausgegangener methodischer Überlegungen bestimmt. Qualitative Interviews sind also Gespräche, die aus einem wissenschaftlichen Interesse heraus erfolgen und mit den sprachlichen Mitteln der Alltagskommunikation geführt werden (vgl. Fuhs, 2007, S. 70).

In der qualitativen Sozialforschung existiert eine Vielzahl unterschiedlicher Interviewformen. Im Rahmen der Fragestellung und des Forschungsdesigns der vorliegenden Arbeit habe ich mich für das leitfadengestützte qualitative Interview entschieden – in den Sozialwissenschaften auch als teilstandardisiertes Interview bekannt (vgl. Wehr, 2014, S. 144f.). Entscheidend für die

Wahl dieser Interviewform war mitunter die Tatsache, dass der Einsatz eines Leitfadens eine direkte Vergleichbarkeit der Interviews ermöglicht (vgl. Schlehe, 2020, S. 98). Das leitfadengestützte Interview zeichnet sich dadurch aus, dass vor dem Interview ein Gesprächsleitfaden mit bereits vorformulierten Fragen und Themen ausgearbeitet wird. Dieser kann sich neben theoretischen und empirischen Befunden aus der Sekundärliteratur auch auf eigene theoretische Vorüberlegungen und ethnografische Alltagsbeobachtungen stützen (vgl. Wehr, 2014, S. 145).

Mit dem Leitfaden und den darin vorgegebenen Themen werden zwar die Interviewthematik und die Möglichkeiten des Sagbaren vorab eingegrenzt – dennoch sollte der Leitfaden „kein starres, den Gesprächsablauf einengendes Korsett darstellen, sondern vielmehr als Orientierungsstütze dienen“ (ebd., S. 148). Wichtiger als Detailverliebtheit oder Kleinteiligkeit sind dabei inhaltliche Stringenz und das Festhalten zentraler Themen (vgl. ebd.). Die Interviewfragen selbst sollten offen formuliert sein und nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden können. Als Auftakt für ein Gespräch ist ein Erzählimpuls sinnvoll, um dem Gegenüber den Einstieg in das Thema des Interviews und die ungewohnte Situation zu erleichtern.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs gilt es, eine Art Leitfaden-Bürokratie zu vermeiden und offen für spontane Erzählungen sowie unerwartete Gesprächsverläufe zu bleiben. Wichtiger als dicht aufeinanderfolgende Fragen zu stellen, ist es, dem Gegenüber Raum zu geben, seine Geschichte erzählen zu lassen und engagiert zuzuhören (vgl. Schlehe, 2020, S. 104). Ziel eines jeden Interviews sollte es sein, „den Relevanzsystemen und Gesprächsthemen der Befragten auf die Spur zu kommen und zugleich die thematischen Interessen der Studie im Blick zu behalten“ (Wehr, 2014, S. 151). Im Sinne des Akteur*innenparadigmas sind die interviewten Personen dabei als handelnde soziale Akteur*innen und Expert*innen ihres eigenen Alltags zu begreifen (vgl. ebd., S. 144). Für die Interviewführung bedeutet dies, den von den befragten eingebrachten Themen möglichst zu folgen, auch wenn dies mitunter ein Abweichen von der Leitfadenstruktur erfordert. Am Ende des Interviews können schließlich offene Fragen oder nicht behandelte Themen aufgegriffen werden.

Für die Erstellung des Interviewleitfadens legte ich bereits während der Literaturrecherche ein Dokument an, in dem ich fortlaufend mögliche Fragen für die Interviews sammelte. Da es hilfreich sein kann, den Leitfaden vor der eigentlichen Erhebung zu testen, führte ich nach Erstellung einer ersten Version des Leitfadens ein Probeinterview mit einem Freund (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 168). Dabei war mir bewusst, dass durch unsere

Vertrautheit bestimmte Dinge vorausgesetzt sind und deshalb möglicherweise weniger ausführlich besprochen werden. Dennoch half mir das Probeinterview, mich in die Situation einzufühlen und die Verständlichkeit der Fragen zu überprüfen. Es stellte sich heraus, dass manche Fragen zu groß gestellt waren, sodass es meinem Gegenüber schwerfiel, diese zu beantworten (Beispiel: Was bedeutet Männlichkeit für dich?). In einem anschließenden Überarbeitungsprozess versuchte ich deshalb, die Fragen möglichst einfach zu halten und wissenschaftliche Begriffe zu vermeiden. Anstatt nach allgemeinen Definitionen zu fragen, zielten die Fragen darauf ab, dass die Gesprächspartner mir möglichst konkrete Situationen und Erlebnisse aus ihrem Alltag schildern.

Der finale Interviewleitfaden war offen angelegt. Ziel war es, den Interviewten Raum für eigene Erzählungen, Deutungen und Schwerpunktsetzungen zu geben, um Freundschaften nicht über vorgegebene Definitionen oder normative Setzungen zu erfassen, sondern die Perspektiven, Erfahrungen und Bedeutungszuschreibungen der Interviewten in den Vordergrund zu stellen.

Als Einstieg in das Gespräch fragte ich die Interviewpartner, ob sie Lust hätten, mir ihren Freundeskreis bzw. ihre wichtigen sozialen Beziehungen zu beschreiben. Mit diesem offenen Gesprächsimpuls sollten die Gesprächspartner zunächst einmal ins Erzählen kommen und sich aus dem Beschreiben des sozialen Umfelds möglicherweise bereits weitere Themen auf tun, über die gesprochen werden kann (z.B. Wie häufig der Kontakt ist, was gemeinsam unternommen wird etc.). Der anschließende Teil des Leitfadens fokussierte neben biografischen Aspekten vor allem das individuelle Verständnis von Freundschaft und deren Erfassung als gelebte Praxis. Dabei wurden konkrete Freundschaftspraktiken thematisiert, etwa Formen der Kommunikation, Häufigkeit des Kontakts, gemeinsame Aktivitäten oder Rituale. Auch Fragen nach konkreten Gesprächsthemen sowie nach der Rolle von emotionaler und körperlicher Nähe in Freundschaften sind im Leitfaden enthalten. Ziel war es dabei, den Stellenwert von Freundschaft im Alltag der Befragten zu erfassen.

Der letzte Fragenschwerpunkt lag auf der Reflexion von Männlichkeit. Diese sollte bewusst erst im späteren Verlauf des Interviews stattfinden, um zu vermeiden, Männlichkeit von Beginn an als dominanten Deutungsrahmen vorzugeben. Die entsprechenden Fragen bezogen sich zunächst auf gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit und erst im Anschluss daran auf individuelle Erfahrungen, Prägungen und mögliche Spannungen zwischen normativen Männlichkeitsbildern und eigenen Freundschaftspraktiken. Männlichkeit wurde dabei als etwas verstanden, das in sozialen Beziehungen hergestellt und ausgehandelt wird (*doing masculinity*). Der Leitfaden schloss mit einer offenen Reflexionsfrage, die den Interviewten Raum gab, Wünsche, fehlende Aspekte oder ergänzende Gedanken zu ihren Freundschaften zu

formulieren. Abschließend fragte ich die Interviewpartner nach ihrer Motivation zur Interviewteilnahme. Diese Information kann für die spätere Analyse relevant sein, da die Entscheidung zur Teilnahme an einem Interview nicht als neutraler Akt zu verstehen ist, sondern vielmehr als Ausdruck eines spezifischen Engagements, das – nach Goedecke (2018, S. 185) – als eine Form von „activism“ gefasst werden kann. Eine Reflektion der persönlichen Erfahrungen mit dem qualitativen Leitfadenterview erfolgt in Kapitel 3.5.

3.2. Sampling

Die Auswahl der Gesprächspartner sowie der Zugang zu ihnen wirken sich maßgeblich auf das Ergebnis der Forschung aus (vgl. Schmidt-Lauber, 2007, S. 173). Zur Beantwortung der Fragestellung dieser Masterarbeit wurden sechs Einzelinterviews mit Männern geführt. Die Festlegung der konkreten Sampling-Kriterien erwies sich als schwieriger als zunächst erwartet. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass sowohl die Bedeutung als auch die Funktion von Freundschaft stark von Altersstufen und Lebensphasen sowie den damit verbundenen Lebensumständen abhängen, wollte ich die Entscheidung über die Gesprächspartner wohl überlegt treffen (vgl. Schobin et al., 2016, S. 112). Ich wusste von Beginn an, dass ich mich auf cis-heterosexuelle Männer beschränken möchte, da Forschungen bereits zeigten, dass Freund*innschaften bei queeren Menschen oftmals einen anderen Stellenwert einnehmen als bei heterosexuellen Menschen (vgl. Roseneil & Budgeon, 2005, S. 262). Zudem war mir wichtig, dass keine persönliche Beziehung zu den Interviewpartnern besteht, da ich vermeiden wollte, aufgrund bestimmten Hintergrundwissens voreingenommen in die Gespräche zu treten.

Weitere Kriterien kristallisierten sich jedoch erst in einem längeren Prozess des Überlegens und der Lektüre heraus. Insbesondere die Altersbeschränkung wurde erst nach längerer Zeit final entschieden und begründete sich vor allem in einem Forschungsdesiderat. Da bereits einige Forschungen zu Jugendfreundschaften unter Jungen sowie zu Männerfreundschaften im Erwachsenenalter existieren, wollte ich mich in meiner Forschung auf eine Altersgruppe fokussieren, die sich zwischen Kinder- und Jugendfreundschaften sowie Erwachsenenfreundschaften bewegt: das junge Erwachsenenalter. Das Alter wurde auf Personen zwischen 20 und 30 Jahren festgelegt, da sich Menschen in einer transitorischen Lebensphase befinden, die für die weitere Entwicklung prägend ist. Dies spiegelt sich in Freundschaften wider, die einerseits im Kontext von Ausbildung, Studium oder Beruf entstehen und sich weiterentwickeln, andererseits bereits seit der Kindheit oder Jugend bestehen. Es ist eine Phase der Identitätsbildung und des Erwachsenwerdens, in der bei vielen Menschen noch

sehr Vieles ungewiss ist: Wo werde ich einmal wohnen? Möchte ich Kinder? Welchen Beruf werde ich einmal ausüben?

Auch im Hinblick auf Geschlecht ist das junge Erwachsenenalter eine wichtige Phase. Es ist eine offene Lebensphase, in der sich das männliche Selbstverständnis formt und ausbildet und in der „Neujustierungen der Geschlechtsidentität möglich sind“ (Böhnisch & Winter, 1993, S. 93f.). Zugleich werden Männlichkeitsbilder gegenwärtig verstärkt kontrovers diskutiert und problematisiert. Junge Männer sehen sich daher mit der Frage konfrontiert, was es bedeutet, ein Mann zu sein: „Männlichkeit hat [...] an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren“ (Bernhard & Böhnisch, 2015, S. 6). Insbesondere die eigene Peer-Group, der homosoziale Raum, strukturiert die jeweiligen Freundschaftsbeziehungen in entscheidendem Maße und spielt damit eine zentrale Rolle in den Aushandlungsprozessen von Männlichkeit (vgl. Buschmeyer, 2013, S. 121).

All die bereits angeführten Aspekte erschienen mir für eine Freundschaftsanalyse fruchtbar. Neben den Sampling-Kriterien „cis-heterosexuell“, „männlich“ und „im Alter zwischen 20 und 30 Jahren“ hatte ich zunächst noch das Kriterium „links-feministisch“ im Hinblick auf die politische Einstellung festgelegt. Dieses Kriterium sollte Personen ansprechen, die tendenziell eine Offenheit und Sensibilität für gesellschaftliche Normierungen mitbringen und denen – anstatt eines traditionalistischen – ein eher reflexives Männlichkeitsverständnis zugrunde liegt. Ein solches könnte zur Folge haben, dass sowohl die Freundschaften als auch das eigene Männlichkeitsbild eher im Sinne Caring Masculinities, das heißt mit Fokus auf Fürsorge und Nähe, anstatt auf Stärke und Dominanz, konzeptioniert bzw. gestaltet sind (vgl. Elliott, 2016, S. 241). Andererseits beobachtete ich bei Männern in meinem Freundeskreis, die ich selbst links-feministisch einschätze, oftmals eine gewisse Diskrepanz zwischen eigener Einstellung und gelebter Praxis. Ich stellte immer wieder fest, dass innerhalb der Freundschaften gerade im Hinblick auf emotionale Offenheit, Kommunikation oder körperlicher Nähe viele Unsicherheiten bestehen. Diese Diskrepanz wollte ich in der Masterarbeit untersuchen.

Nach längeren Überlegungen stellte sich jedoch für mich heraus, dass diese Limitation des Samples für die Erhebung doch weniger relevant war, also zunächst gedacht. Da der Aufruf zur Interviewteilnahme via Social Media im sogenannten „Schneeball-Verfahren“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 235) in meinem erweiterten persönlichen Umfeld verbreitet werden sollte, wurde recht schnell deutlich, dass dadurch automatisch Personen erreicht werden, die aus einem ähnlichen Milieu wie ich selbst stammen. Das bedeutete vorrangig ein *weißes*, studentisches, deutschsprachiges, eher linkes Umfeld. Die Annahme, dass durch das Wording

der Ausschreibung (cis-männlich) sowie die Verortung der Masterarbeit im Studienfach Gender Studies insbesondere Personen angesprochen werden, die über Vorerfahrungen mit Gender-Thematiken verfügen, diese nicht grundsätzlich ablehnen und bereit sind, sich im Interview reflektiert damit auseinanderzusetzen, bestätigte sich im Interviewmaterial.

Alle interviewten Männer zeigten sich als offene Gesprächspartner, die sich bereitwillig zu Geschlechterfragen und ihren eigenen Vorstellungen von Männlichkeit äußerten. Die Nutzung des erweiterten persönlichen Netzwerks stellte für die Rekrutierung der Interviewpartner klarerweise eine gewisse Einschränkung dar, da dadurch nur Menschen erreicht werden konnten, die einem ähnlich privilegierten Umfeld stammen, wie ich selbst. Infolgedessen können in der Masterarbeit nur bedingt verschiedene Perspektiven auf Freundschaft abgebildet werden. Mir ist jedoch bewusst, dass sich Freundschaften im Hinblick auf Faktoren wie unter anderem Sexualität, Klasse und Nationalität deutlich unterscheiden (vgl. Goedecke, 2018, S. 62).

Die Ausschreibung mit dem Aufruf zur Interviewteilnahme, die ich am 25.11.2025 zunächst über mein öffentlich zugänglichen Instagram-Profil sowie über meine WhatsApp-Story verbreitete, enthielt neben Informationen zu meiner Person (Vorname, Pronomen, Masterarbeit in den Gender Studies an der Universität Wien) und zum Thema des Interviews (Freundschaft) auch Angaben zu den Rahmenbedingungen (Dauer, Ort, Zeitpunkt), zur Aufzeichnung und Pseudonymisierung sowie zu den Kontaktmöglichkeiten und schließlich folgende Kriterien:

- a. Identifikation als cis-männlich
- b. Identifikation als heterosexuell
- c. Alter zwischen 20 und 30 Jahren
- d. kein persönlicher Bezug zu meiner Person

Zusätzlich zur Ausschreibung über Social Media, die insgesamt über 2.000 Aufrufe erhielt und vielfach von Bekannten auf Instagram geteilt wurde, hängte ich jeweils eine ausgedruckte Ausschreibung am Institut für Europäische Ethnologie sowie bei der Fachschaft Raumplanung an der TU Wien aus, da mir ein Freund angeboten hatte, diese dort anzubringen. Außerdem teilte ich den Aufruf in der semesterübergreifenden WhatsApp-Gruppe der Gender Studies, die zu diesem Zeitpunkt 100 Mitglieder*innen verzeichnet. Insgesamt erhielt ich 15 Rückmeldungen von Männern auf unterschiedlichen Wegen (E-Mail, Signal, WhatsApp), die sich für ein Interview bereitklärten. Viele der Personen gaben in ihrer Nachricht neben der Zusage zum Interview Wohnort und Alter an, einige schrieben zusätzlich auch ihre geschlechtliche und sexuelle Identität (cis-heterosexuell). Da ich persönliche Gespräche

gegenüber Online-Treffen bevorzugte, wurde zunächst eine engere Auswahl unter denjenigen Personen getroffen, die angaben, in Wien zu wohnen. Mit diesen wurde anschließend eine kurze Unterhaltung über die jeweilige Kommunikationsplattform geführt, um Informationen zu ihrer aktuellen Tätigkeit (Studium, Ausbildung, Beruf) zu erhalten. Diese Angabe diente dazu, eine Varianz in der Stichprobe zu gewährleisten.

Schlussendlich ergab sich ein recht homogenes Sample aus sechs *weißen*, cis-heterosexuellen Männern im Alter zwischen 23 und 27 Jahren, die aus Deutschland oder Österreich stammen, einem akademischen Umfeld angehören, der Mittelschicht⁶ zuzuordnen sind und als Personen ohne Behinderung gelesen werden können. Vier Männer befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer romantischen heterosexuellen Beziehung, zwei davon sind zum Stand der Forschung Single. Fünf der Interviewpartner befinden sich im Masterstudium, während einer von ihnen berufstätig ist. Die relative Ähnlichkeit der Interviewten macht es möglich, ihre Erzählungen gemeinsam zu theoretisieren, wenngleich ihre Erfahrungen keineswegs durchgehend einheitlich oder identisch waren und sie keine repräsentative Gruppe bilden. Ziel der Analyse ist es, die Erzählungen der Männer auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin zu untersuchen und die individuellen Aushandlungen von Freundschaft und Männlichkeit herauszuarbeiten. Drei Interviews wurden im Dezember 2025 geführt, weitere drei im Januar 2026. Fünf davon fanden in Präsenz statt, ein Interview wurde online auf WhatsApp mit Videoanruf durchgeführt.

3.3. Vorstellung der Gesprächspartner

Um die Gesprächsaussagen in der späteren Analyse der empirischen Daten besser kontextualisieren zu können, werden im Folgenden die sechs Interviewpartner vorgestellt. Die dargestellten Informationen basieren auf den zum Zeitpunkt der Interviews sowie der vorangegangenen Kontaktaufnahme erhobenen Daten und erheben deshalb über diesen Zeitraum hinaus keinen Anspruch auf Aktualität.

Jan

Jan kontaktierte mich über WhatsApp und äußerte dort sein Interesse, am Interview mitzuwirken sowie die fertige Arbeit später zu lesen. Er ist 24 Jahre alt und studiert derzeit Betriebswirtschaftslehre im Master. Neben seinem Studium arbeitet er als Kellner in einem Restaurant. Jan ist in Frankfurt am Main aufgewachsen, absolvierte seinen Bachelor in Nürnberg und lebt seit zwei Jahren in Wien. Er wohnt gemeinsam mit einem Bekannten in einer

⁶ Mit dieser Zuschreibung meine ich, dass die Personen weder in prekären Verhältnissen leben noch sehr wohlhabenden Schichten angehören.

WG und ist derzeit Single. Das Interview fand am 12.12.2025 in einem vietnamesischen Bistro statt.

David

David meldete sich per E-Mail und berichtete, er habe über einen Kollegen meine Instagram-Story gesehen und würde mich gerne unterstützen, falls für die Masterarbeit noch Interviewpartner benötigt würden. Er ist 27 Jahre alt, stammt aus einem kleinen Dorf in Oberösterreich und lebt bereits seit mehreren Jahren in Wien. Dort studiert er Raumplanung im Master und arbeitet parallel Teilzeit in einem Büro. Er wohnt mit einem guten Freund gemeinsam in einer WG und ist seit etwa zweieinhalb Jahren in einer Beziehung. Das Interview fand am 13.12.2025 in einem Café statt.

Luca

Luca meldete sich einige Wochen nach der Aussendung der Interviewausschreibung über den Nachrichtendienst Signal. Er hatte den Aushang in der Fachschaft Raumplanung an der TU gesehen und gab an, dass er das Thema „voll spannend“ finde und daher gerne teilnehmen würde. Luca ist 23 Jahre alt und studiert Raumplanung im Master. Seine Eltern stammen aus Deutschland, aufgewachsen ist er jedoch in Grenoble (Frankreich), wo er bis zu seinem 18. Lebensjahr lebte. Seinen Bachelor absolvierte er in Berlin, bevor er für das Masterstudium nach Wien zog. Er lebt gemeinsam mit einem Studienkollegen in einer WG und ist seit zwei Jahren in einer Beziehung. Das Interview fand am 05.01.2026 in einem Café statt.

Leon

Leon kontaktierte mich über WhatsApp und äußerte Interesse an einer Interviewteilnahme, sofern noch Kapazitäten verfügbar seien. Er ist 24 Jahre alt und studiert Wirtschaftsrecht im Bachelor an der TU Wien. Neben seinem Studium arbeitet er geringfügig in einer Kanzlei. Leon ist in Wien aufgewachsen und wohnt derzeit noch bei seinen Eltern. Vor etwas mehr als einem halben Jahr trennte er sich von seiner Freundin. Das Gespräch fand am 16.01.2026 in einem Café statt.

Jonas

Jonas schrieb mir über Signal, dass er von einer Freundin von meinem Aufruf erfahren habe und für ein Interview zur Verfügung stehe. Er ist in Waidhofen an der Ybbs in Niederösterreich aufgewachsen und lebt seit sechs Jahren in Wien. David ist 26 Jahre alt, studiert Soziale Arbeit berufsbegleitend im Bachelor und arbeitet als Schulassistent für Schüler*innen mit Autismus-Spektrum-Störung. Zuvor war er vier Jahre als Programmierer tätig. Er ist seit zwei Jahren in

einer Beziehung und lebt in einer WG mit drei Frauen und einem Mann. Das Interview fand am 18.01.2026 in einem Café statt.

Felix

Felix ist ein Freund meines Bruders, wobei keine persönliche Beziehung zwischen uns besteht. Da mir zu diesem Zeitpunkt noch eine weitere Interviewperson fehlte, kontaktierte ich ihn auf Anraten meines Vaters, der mir berichtete, dass er mehrfach beobachtet habe, wie nah Felix seinen männlichen Freunden steht. Ich schrieb ihm über WhatsApp und fragte, ob er Interesse an einer Teilnahme habe; er sagte bereits am folgenden Tag zu. Felix ist 27 Jahre alt und in Ingolstadt aufgewachsen. Dort studierte er User Experience Design im Bachelor und Master. Mittlerweile lebt er in München und arbeitet Vollzeit als Produktmanager in einem großen Unternehmen. Er ist seit zwei Jahren in einer Beziehung und wohnt mit zwei Männern in einer WG. Aufgrund der räumlichen Distanz wurde das Interview am 28.01.2026 per WhatsApp-Videoanruf durchgeführt, was im Vorfeld abgestimmt wurde. Während des Interviews befand ich mich an meinem Schreibtisch in Wien, Felix an einem ruhigen Ort an seinem Arbeitsplatz.

3.4. Forschungsethische Überlegungen und Umsetzung

„Sozialforschung – allgemeiner: Forschung ‚am Menschen‘ – ist ein sozialer Prozess, der ethische Fragen aufwirft“ (von Unger, 2014, S. 1). Unter dem Schlagwort Forschungsethik werden insbesondere Fragen diskutiert, die die Beziehung zwischen der forschenden Person und den Forschungsteilnehmenden betreffen. Eine forschungsethische Perspektive bedeutet, zu reflektieren, inwiefern – in Bezug auf die oben genannte Beziehung – ethische Grundsätze gelten und wie diese in der Forschungspraxis umgesetzt werden. Fragen nach Datenschutz oder Freiwilligkeit der Teilnahme gehören dabei ebenso zur Forschungsethik wie diejenigen nach Interaktionen von Forscher*in und Akteur*innen im Feld sowie deren Einfluss und Verantwortung. Forschungsethische und methodische Fragen sind unbedingt zusammenzudenken, da fast jede methodische Frage auch eine forschungsethische Auseinandersetzung erfordert (vgl. ebd., S. 2).

Forschungsethische Fragen, die ich mir im Verlauf der Entwicklung und Ausarbeitung des Forschungsdesigns stellte, betrafen neben Datenschutz-, Pseudonymisierungs- und Einwilligungsfragen insbesondere die Kommunikation meines Forschungsanliegens an die Interviewpartner sowie meine Rolle als weibliche Forscherin im Feld mit Männern. Ich musste mich damit auseinandersetzen, was kritische Forschung für mich bedeutet und wie eine verantwortungsvolle Forschungspraxis für mich realisierbar ist. Dazu gehörte, anzuerkennen, dass meine Sicht auf die interviewten Personen nur eine partielle sein kann und dass

methodische ebenso wie ethische Überlegungen während des gesamten Forschungsprozesses immer wieder flexibel getroffen und überarbeitet werden müssen. Im Folgenden werde ich übersichtsweise erläutern, welche ethischen Überlegungen ich für meine Forschungspraxis unternahm und wie diese umgesetzt wurden.

Bereits die Ausschreibung mit dem Aufruf zur Interviewteilnahme, die über das erweiterte persönliche Umfeld verbreitet werden sollte, enthielt einen kurzen Absatz mit Informationen zur Aufzeichnung sowie Pseudonymisierung des Interviews. In Vorbereitung auf die Interviews erstellte ich mit Hilfe einer Vorlage der Universität Wien außerdem ein Informationsschreiben, mit dem einerseits die Zustimmung zum Interview eingeholt sowie alle wichtigen Details bezüglich des Datenschutzes und der Pseudonymisierung erläutert wurden. Dieses wurde vor Beginn des Interviews von jeder Person zweifach signiert, sodass sowohl der jeweilige Gesprächspartner als auch ich anschließend über ein Exemplar verfügte.

Jeder Interviewpartner bekam die Möglichkeit, auf einem Kurzfragebogen, mit Hilfe dessen vor Beginn des Interviews grundlegende Informationen zur Person erfragt wurden (Name, Alter, sexuelle Orientierung, höchster Bildungsabschluss/Ausbildung, Beruf/Tätigkeit, Beziehungsstatus, Wohnort, Art des Wohnens, Ort des Aufwachsens), selbst ein Pseudonym auszuwählen, das in der Arbeit verwendet werden sollte. Diese Möglichkeit nutzten jedoch nur zwei Personen, die übrigen vier überließen mir die Entscheidung über das Pseudonym.

Wichtig war mir zudem, vor Beginn des Interviews zu kommunizieren, dass mein Gegenüber mir bei jeder Frage ohne Erklärung mitteilen könne, wenn er diese nicht beantworten möchte. Dies war jedoch bei keinem der geführten Interviews der Fall. Da die Auseinandersetzung mit ethischen Überlegungen nicht mit der Unterschrift des Interviewten auf der Einwilligungserklärung endet, machte ich deutlich, dass mir die Person auch in der Zeit nach der Teilnahme am Interview jederzeit mitteilen könne, falls etwas, das mir preisgegeben wurde, doch nicht in der Arbeit verwendet werden soll (vgl. Goedecke, 2018, S. 67).

Bevor die Ausschreibung mit dem Aufruf zur Interviewteilnahme verbreitet werden sollte, überlegte ich lange, ob ich hier aus Transparenzgründen bereits das konkrete Thema der Masterarbeit angeben sollte, oder ob dies zu einer Voreingenommenheit der Interviewpartner führen würde. Da ich eine inhaltliche Steuerung des Gesprächs vorab vermeiden wollte und zugleich davon ausging, dass durch die Angabe des Studienfaches Gender Studies der thematische Kontext des Interviews weitgehend ersichtlich wurde, beschloss ich, in der Ausschreibung lediglich das Thema Freundschaft zu nennen. Auf diese Weise konnte ich dazu beitragen, dass die Interviewpartner offen in das Gespräch treten, ohne sich vorab viel

zurechtzulegen. Im Vorgespräch zum Interview kommunizierte ich den Teilnehmenden schließlich transparent, dass es auch um das Thema Männlichkeit gehen wird und fragte, ob ein Gespräch darüber für sie in Ordnung wäre. Dies war für alle Männer der Fall. Zudem gingen die meisten – unerwarteterweise – ohnehin davon aus, dass es im Interview auch um Männlichkeit gehen würde.

Darüber hinaus entschied ich mich bewusst dafür, sowohl in der Ausschreibung als auch im Interview zunächst nicht explizit nach Männerfreundschaften zu fragen, sondern offen zu lassen, über welche Freundschaften mir die Teilnehmenden etwas erzählen möchten. Mit Hilfe dieser offenen Art des Fragens und der daraus resultierenden selbstständigen Fokussierung der Gesprächspartner konnten bereits wichtige Rückschlüsse auf geschlechtsspezifische Bedeutungen, Erwartungen und Aushandlungen zum Themenkomplex Freundschaft und Männlichkeit gezogen werden.

Interviews sind soziale Situationen, in denen Bedeutungen diskursiv in der Interaktion zwischen interviewender und interviewter Person hervorgebracht werden (vgl. Goedecke, 2018, S. 55). In diesen Interaktionen kann Geschlecht (re-)produziert werden, indem sich Interviewte auf bestimmte Weise positionieren oder ein Bild von Männlichkeit entwerfen, das nicht zwingend der gelebten Realität entspricht (vgl. ebd., S. 59). Geschlecht kann im Interview zudem in stereotypisierter Form (re-)produziert werden. So ist die Rolle der Interviewerin als zuhörende Person teilweise eng mit gesellschaftlichen Erwartungen verknüpft, wonach Frauen bzw. feminisierte Personen emotionale Arbeit leisten. Die Soziologin Arlie Russell Hochschild (2012) beschreibt diese Art von Arbeit der unterstützenden, aufmerksamen und passiven Zuhörenden als „Emotion Work“, die ihrer Ansicht nach deutlich häufiger von Frauen und feminisierten Personen übernommen wird als von Männern (vgl. S. 165ff.). Im Kontext der Forschung mit Männern kann es außerdem vorkommen, dass diese aufgrund klassisch männlicher Anforderungen an sich selbst weniger offen sind, über intime Themen oder eigene Schwächen zu sprechen, da dies bedeuten würde, emotionale Stärke aufzugeben. Ein solches performatives Verhalten kann jedoch als analytisch relevantes Datenmaterial gewertet werden (vgl. Schwalbe & Wolkomir, 2001, S. 92).

Auch das Thema des Interviews beeinflusst maßgeblich die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewtem sowie etwaige Machtverhältnisse. Ein Forschungsfokus auf Geschlecht macht es wahrscheinlich, „that the male participants will engage in more pronounced gender identity work as their masculine selves may be viewed as central to the research“ (Pini, 2005, S. 212). Gerade in Bezug auf die Erwartungen, die der Gesprächspartner an das Interview hat,

ist meine Rolle als Geschlechterforscherin relevant. Aufgrund der Angabe in der Ausschreibung mit dem Aufruf zur Interviewteilnahme, dass die Masterarbeit im Studienfach Gender Studies verortet ist, ging ich davon aus, dass die Männer, die sich freiwillig für ein Interview meldeten, Geschlechterforschung grundsätzlich positiv gegenüberstehen. Diese Annahme wurde in den Interviews bestätigt.

Meine Position als *weiße* cis Frau, die von den Interviewpartnern mit großer Wahrscheinlichkeit als jung, akademisch und nicht-behindert gelesen wird sowie über Kenntnisse gewisser feministischer Theorien verfügt, beeinflusste sowohl die konkrete Interviewsituation als auch die Wissensproduktion, in die ich während und nach dem Interview eingebunden war. Darauf, wie ich von den Gesprächspartnern wahrgenommen und gelesen werde, kann ich als Forscherin keinen Einfluss nehmen und kann auch die Folgen etwaiger Zuschreibungen nur in geringem Maße einschätzen. Wichtig ist deshalb auch, die Grenzen der eigenen Perspektive anzuerkennen. Meine Erfahrungen als weibliche Forscherin in den konkreten Interviewsituationen mit Männern werde ich im folgenden Kapitel deshalb näher erläutern.

Geschlecht ist nur eine von vielen potenziellen Differenzen und Gemeinsamkeiten, die in einer Interviewsituation zum Tragen kommen können. Es muss betont werden, dass vor allem Gemeinsamkeiten wie beispielsweise Klasse, Bildung oder Nationalität oder ähnliche Erfahrungen ebenso von Bedeutung sein können wie unterschiedliche Identitätspositionen.

Feelings of understanding and sympathy as well as negotiations about power must be understood as multi-dimensional, not only gendered, as in an interviewer = powerful or male = powerful formula. Instead, the interview contains the production of multi-dimensional similarities and differences, power struggles and collusions. (Goedecke, 2018, S. 70)

Sowohl die interviewende als auch die interviewte Person beeinflussen das Interview maßgeblich – erstere durch Vorgabe der Rahmung und des Themas des Interviews sowie die Analyse der Daten im weiteren Verlauf, letztere durch die Entscheidung, bestimmte Dinge mitzuteilen und andere zurückzuhalten. Jede Person, die an einem Interview teilnimmt, geht mit eigenen Erwartungen und Agenden in das Gespräch. Aus diesem Grund sollten die geführten Interviews nicht auf die Interaktion zwischen einer ‚mächtigen‘ Forscherin und einem ‚machtlosen‘ Interviewpartner reduziert werden (vgl. Goedecke, 2018, S. 70). Insbesondere bei qualitativer Forschung zeigt sich, dass es für forschungsethische Fragen keine universal geltende Verfahrensanleitung gibt, sondern dass je nach Methode, Thema und Situation von der forschenden Person individuell entschieden werden muss, wie gehandelt wird (vgl. von Unger, 2014, S. 226).

3.5. Reflexion des empirischen Forschungsprozesses und der Gesprächsdynamik

Forschende beeinflussen ihr Forschungsfeld – das lässt sich nicht vermeiden, im Gegenteil, die Beeinflussung birgt – wenn sie reflektiert wird – Potential für die Forschung. (Gajek, 2014, S. 66)

In diesem Abschnitt wird Raum geschaffen, um zum einen persönliche Erfahrungen im empirischen Forschungsprozess darzustellen und zum anderen die Gesprächsdynamiken in den Interviewsituationen zu reflektieren. Jedes nicht standardisierte Interview hat eine eigene und neue Dynamik. Es ist also als situativ zu bezeichnen und „sowohl geprägt von der Konstellation als auch von der Beziehung der Beteiligten und vom Kontext der Begegnung“ (Schlehe, 2020, S. 91). Die Methode, die ein Sich-Einlassen auf ein soziales Setting erfordert, ist deshalb gleichsam aufregend wie herausfordernd (vgl. ebd., S. 92). Diese Ambivalenz zeigte sich auch in den geführten Interviews. In Anbetracht der Tatsache, dass ich jedes Mal auf mir völlig unbekannte Männer treffen würde, war ich vor allen sechs Interviews nervös und gleichzeitig gespannt, was mich erwarten würde. Mit zunehmender Erfahrung nahm diese Nervosität ab, und ich konnte mich immer stärker auf die Gesprächssituation einlassen. Dies zeigte sich insbesondere darin, dass ich den Leitfaden zunehmend verinnerlichte und flexibler auf die Erzählungen der Interviewpartner reagieren konnte.

Da Wahl des Interviewortes nicht unerheblich für das Gespräch ist, wollte ich diese Entscheidung wohl überlegt treffen (vgl. ebd., S. 104). Die frei zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten der Universität erschienen mir zu steril und unpersönlich. Die Männer für das Gespräch zu mir nach Hause einzuladen, fühlte sich jedoch zu privat an und für ein Interview im Freien war es nicht warm genug. Schlussendlich entschied ich mich deshalb dazu, Cafés als Gesprächsorte zu wählen, da diese eine alltagsnahe Atmosphäre schaffen und ein Gefühl von Vertrautheit fördern. Ziel war es, in einem angenehmen Raum ein Gespräch zu ermöglichen, in dem sich die Beteiligten wohlfühlen und offen erzählen können, ohne das Gefühl zu haben, sich in einer Prüfungssituation zu befinden. Zusätzlich konnte ich den Interviewteilnehmern im Café als Gegenleistung für ihre Teilnahme zumindest ein Getränk ausgeben. Ich fragte die Teilnehmer vorab, wo sie wohnen bzw. welcher Bezirk für sie gut erreichbar wäre und wählte ausgehend davon die Cafés aus. Nur ein Teilnehmer schlug selbst ein Café vor, alle anderen überließen mir die Ortswahl.

Wie zu erwarten war, verliefen alle sechs Gespräche in vielerlei Hinsicht sehr unterschiedlich, da die äußeren ebenso wie die persönlichen Rahmenbedingungen das Gespräch und die Begegnungssituation beeinflussen. So unterschieden sich die Männer in ihrem Charakter und Gesprächsverhalten, aber auch die Atmosphäre am jeweiligen Ort war manchmal angenehmer,

manchmal aufgrund von Hintergrundgeräuschen ablenkend. Natürlich ging auch ich selbst in jedes Gespräch mit meiner jeweiligen Tagesverfassung und trug so zur Gesprächsdynamik bei. Manche Gesprächsteilnehmer empfand ich als sympathischer als andere und konnte mich aufgrund von Gemeinsamkeiten besser in sie hineinversetzen. Andersherum empfanden mich oder meine Art der Gesprächsführung sicherlich nicht alle Gesprächspartner gleichermaßen als sympathisch und haben deshalb möglicherweise bestimmte Dinge zurückgehalten.

Lediglich bei einem Interview fiel es mir sehr schwer, mich vollkommen auf das Gespräch zu fokussieren und nicht zu sehr beim Leitfaden zu bleiben, da mein Gesprächspartner sehr knappe Antworten auf meine Fragen gab und ich mich sehr bemühen musste, das Gespräch am Laufen zu halten. Sein eher zurückhaltendes Gesprächsverhalten verunsicherte mich, sodass ich mich das gesamte Gespräch über sehr angespannt und nervös fühlte. Zwei der Gesprächspartner erlebte ich dagegen als besonders offen und redselig, mit ihnen verlief das Gespräch fließend und unkompliziert. Bei einem der Männer hatte ich das Gefühl, dass er zu Beginn sehr nervös war und sehr oft aus Unsicherheit lachte, was sich auch im Transkript widerspiegelt. Erst nach einer Weile wurde er lockerer und erzählte viel offener von sich. Bei dem einzigen onlinegeführten Interview bemerkte ich, dass die Distanz bzw. die fehlende räumliche Nähe zum Gegenüber das Gespräch durchaus beeinflusst. Im Vergleich zu den anderen Interviews fühlte ich mich weniger involviert in das Gespräch und meinem Empfinden nach entstanden mehr Pausen als bei den vorherigen Interviews. Ob dies letztlich an dem Online-Format lag oder an der Gesprächsdynamik selbst, ist jedoch schwer zu sagen.

Wie bereits im Kapitel zu den forschungsethischen Überlegungen erwähnt, spielt neben sozialen Differenzkategorien wie Klasse, Bildung und Alter vor allem Geschlecht „eine wichtige Rolle in der gegenseitigen Wahrnehmung und Positionierung in Feldforschungsbeziehungen“ (Schlehe, 2020, S. 109). Ich machte mir im Vorfeld viele Gedanken darüber, dass ich als Frau eine Forschung über bzw. mit Männern mache. Denn natürlich spielen meine Erfahrungen als Frau in unserer Gesellschaft eine Rolle und prägen gewisse Vorannahmen, mit denen ich an das Thema und die Gespräche herangetreten bin. Mir war von Anfang an bewusst, dass ich als Interviewerin Einfluss auf die Konstruktion von Geschlecht in der Interviewsituation nehme und dass es Auswirkungen hat, dass die Teilnehmer wissen, dass sie als Mann mit einer Frau über Freundschaften sprechen.

Wie ich bereits erwähnt habe, können auch über die Kategorie Geschlecht hinaus ähnliche Erfahrungen gemacht werden, die im Gespräch ein Gefühl der Verbindung erzeugen. So versuchte ich beispielsweise, mich in das Gespräch einzubringen, indem ich eigene

Erfahrungen teilte – insbesondere dann, wenn ich das Gefühl hatte, das Erzählte meines Gegenübers nachempfinden zu können oder es die Person dazu anregen könnte, auch intimere Aspekte zu teilen. In diesen Momenten, in denen ich etwas von mir persönlich preisgab, merkte ich, dass dies zu einer Verbindung zwischen mir und dem Interviewpartner sowie zu mehr Offenheit führte. Generell war es mir wichtig, trotz gewisser Vorannahmen, die ich als Forscherin unausweichlich mit in das Gespräch nahm, möglichst offen und unvoreingenommen an die Gespräche heranzutreten. Ich wollte mich davon überraschen lassen, was mir die Männer erzählen möchten und welche Bedeutung sie ihren Freundschaften selbst zuschreiben. Dennoch stellte ich fest, dass sich einige meiner Vorannahmen in den Gesprächen bestätigten und sich Freundschaft in den Erzählungen – insbesondere im Hinblick auf Formen von Nähe und Verletzlichkeit – als deutlich vergeschlechtlichtes Phänomen zeigte. Lediglich bei einem Interviewpartner konnte ich ein eher davon abweichendes und weniger stereotypes Bild feststellen. Eine vertiefte Auseinandersetzung damit erfolgt in den beiden Analysekapiteln.

Insgesamt empfand ich die Gespräche allesamt als sehr angenehm und bereichernd. An vielen Stellen lachten wir gemeinsam und auch vor sowie nach der Aufnahme konnte ich mit allen Männern nette Unterhaltungen führen. Ein Machtverhältnis aufgrund der Geschlechterdichotomie spürte ich in keinem Interview. Diskriminierende oder beleidigende Aussagen wurden von keinem der Teilnehmer getätigt. Ein Grund dafür, dass die Gespräche auf Augenhöhe stattfanden, war sicherlich auch, dass ich mich in einem ähnlichen Alter sowie in einer ähnlichen Lebenssituation befand wie die Interviewpartner und wir deshalb in vielen Bereichen Anknüpfungspunkte hatten.

Ich schätze es sehr, dass sich die Männer, obwohl ich ihnen unbekannt war, mir gegenüber geöffnet und sich verletzlich gezeigt haben, indem sie mitunter sehr persönliche Details und Gedanken mit mir geteilt haben. Mir ist es deshalb sehr wichtig, vertrauensvoll mit den mir preisgegebenen Informationen umzugehen und in meiner Analyse keinem der Männer Schaden zuzufügen, indem ich ihre Freundschaften nach meinen eigenen Maßstäben bewerte oder sie grundsätzlich als Männer für ihr Handeln oder ihre Haltungen kritisiere. Mein Ziel ist es, das Erzählte zwar kritisch, aber dennoch achtsam und sensibel einzuordnen und in einen größeren Bedeutungszusammenhang rund um Freundschafts- und Männlichkeitsdiskurse einzubetten.

3.6. Datenauswertung

Im folgenden Abschnitt wird dargestellt, wie das im Rahmen der Interviews erhobene Material aufbereitet und ausgewertet wurde. Zunächst wird erläutert, wie die Gespräche dokumentiert, transkribiert und für die weitere Analyse zugänglich gemacht wurden. Anschließend wird das

analytische Vorgehen beschrieben sowie dargelegt, wie die Auswertung und Kodierung der Interviewdaten konkret umgesetzt wurde.

3.6.1. Dokumente, Datenaufbereitung und Transkription

Um die Gespräche später verschriftlichen zu können, wurden alle sechs Interviews mittels iPhone-Aufnahme aufgezeichnet. Dies wurde vorab mit den Gesprächspartnern sowohl mündlich als auch in der Einwilligungserklärung kommuniziert. Nach Ablauf des Interviews wurden zunächst die Daten gesichert, indem die Sprachaufnahme auf den Laptop übertragen wurde. Von diesem wurden wöchentlich alle Daten auf einer externen Festplatte gespeichert. Neben der elektronischen Datensicherung gibt es jedoch weitere Verfahren, mit denen Gesprächsdaten festgehalten werden können. In meinem Fall war dies ein Gesprächsprotokoll, welches ich auf meinem Laptop anlegte. In diesem hielt ich nach den jeweiligen Interviews Details fest, von denen ich glaubte, dass sie für die spätere Analyse wichtig sein würden. Dazu zählten unter anderem eine Beschreibung meines Gesprächspartners (Auftreten, Kleidungsstil) sowie das Festhalten meiner Gefühle und Gedanken zur Gesprächssituation und zur Atmosphäre in der jeweiligen Räumlichkeit, in der das Interview stattfand. Diese Informationen können im späteren Verlauf der Analyse wichtige Ergänzungen zur Interpretation der Daten darstellen, „indem sie die Bedeutung einer Aussage durch Rekonstruktion der Situation und des Kontextes zu dechiffrieren helfen“ (Schmidt-Lauber, 2007, S. 180).

Die aus den Interviews generierten Daten wurden schließlich mit Hilfe einer Transkriptionssoftware transkribiert. Unter Transkription wird in der qualitativen Forschung das „Übertragen verbaler und ggf. auch nonverbaler Kommunikation“ (Kuckartz, 2010, S. 38) in eine schriftliche Form verstanden. Mit der Verschriftlichung werden die Daten aus den Interviews für die weitere Analyse aufbereitet. Für eine Erleichterung des Arbeitsprozesses wurde die Transkriptionssoftware *NoScribe* verwendet. Diese wurde zum einen deshalb gewählt, da sie als Open-Source-Software kostenlos zur Verfügung gestellt wird und zum anderen, weil sie offline verfügbar ist und somit die Daten nur lokal auf dem eigenen Gerät gespeichert werden, wodurch der Schutz der Daten gewährleistet ist (vgl. Universität Paderborn, 2026).

Die Transkriptionssoftware kann zwar einen ersten Entwurf des Transkripts liefern, dieser muss jedoch nach den festgelegten Transkriptionsregeln überarbeitet und angepasst werden, da NoScribe das Transkript glättet und beispielsweise Betonungen nicht abbildet oder entlehnte Wörter aus dem Englischen falsch oder lautgetreu transkribiert (vgl. Schmidt, 2024). Ich habe mich in der vorliegenden Arbeit an den Regeln der erweiterten inhaltlich-semantischen

Transkription nach Dresing & Pehl (2018) orientiert, bei der im Vordergrund steht, wörtlich und nicht lautsprachlich oder zusammenfassend zu transkribieren (vgl. S. 21). Das bedeutet auch, dass die Satzform beibehalten wird, auch wenn diese syntaktische Fehler beinhaltet (vgl. ebd.).

Zunächst wurde das Transkript in einem mehrstufigen Überarbeitungsprozess hinsichtlich offensichtlicher Fehler der Software geprüft und korrigiert. Anschließend wurden die Regeln der inhaltlich-semantischen Transkription angewendet und der Text in einem ersten Schritt insofern geglättet, als dass die mündliche Rede grammatikalisch angepasst wurde, da einige meiner Gesprächspartner einen Dialekt sprachen. Für eine bessere Lesbarkeit und Verständlichkeit übertrug ich den österreichischen Dialekt ins Hochdeutsche und behielt lediglich aussagekräftige Dialektwörter oder Ausdrücke in Mundart im Transkript bei. Bei diesen – verwendet wurden beispielsweise das österreichische „oag“ – wurde in eckigen Klammern dahinter eine sinngemäße Übersetzung angefügt [= arg, krass]. Relevante lautsprachliche Äußerungen, wie beispielsweise Lachen, ebenso wie Hintergrundgeräusche und Störungen wurden im Transkript in runden Klammern wiedergegeben (lacht). Auch Pausen wurden je nach Länge markiert (.), (..), (...). Unverständliche Passagen wurden mit (unverständlich) gekennzeichnet. Besonders betonte Wörter wurden im Transkript durch Versalien gekennzeichnet (EXTREM). Auch Rezeptionssignale und Fülllaute (hm, ähm, ja) wurden transkribiert (siehe Anhang A: Transkriptionslegende).

Wichtig zu betonen ist, dass die Transkription nicht nur eine Aufbereitung von Daten darstellt, sondern auch eine Veränderung der Quelle mit sich bringt. Fragen nach Angemessenheit und Authentizität des Dargestellten müssen im Prozess der Transkription immer wieder gestellt werden, da „die Schriftsprache anderen Ausdrucksregeln und -formen, einer anderen Ästhetik sowie differenten Modi der Plausibilisierung unterliegt als die mündliche Rede“ (Schmidt-Lauber, 2007, S. 181). Bei der Transkription meiner Interviews war es mir wichtig, die mündliche Rede so zu glätten, dass sie für die weitere Auswertung gut lesbar ist, ohne dabei den sprachlichen Charakter der Aussagen zu verlieren. Prägnante Dialektwörter und umgangssprachliche Äußerungen wurden daher wortgetreu verschriftlicht, um die sprachliche Prägung des Gegenübers sichtbar zu machen. Zugleich wurde die allgemeine mündliche Rede zur Verbesserung der Lesbarkeit grammatikalisch angepasst und leicht geglättet.

Bereits im mehrmaligen Überarbeiten des Transkriptes, zu dem auch das wiederholte Anhören der Aufnahme zählt, können erste Interpretationen entstehen sowie auffällige Lücken oder Fragen, die offen geblieben sind, entdeckt werden. Solche ersten Erkenntnisse und Vorinterpretationen können bereits als wichtiger Teil der Analyse fungieren und wurden deshalb

in meinem Fall in einem Forschungstagebuch notiert. Auch während der späteren Analyse hörte ich immer wieder in die Aufnahme des Interviews hinein, um mir die ursprüngliche Erzählsituation erneut zu vergegenwärtigen (vgl. ebd., S. 182).

3.6.2. Analytischer Zugang und Kodierung

Nach Erhebung und Verschriftlichung des Materials folgt schließlich die Analyse. Ziel ist es dabei, mit Hilfe der Transkripte „die Bedeutung des Gesagten mittels qualitativ-interpretativer Verfahren zu erschließen, nach plausiblen Erklärungen und Erkenntnissen bezüglich der Fragestellung zu suchen“ (Schmidt-Lauber, 2007, S. 182). Grundsätzlich kennzeichnet qualitative Forschung eher ein induktives Vorgehen, das nicht der Überprüfung von Hypothesen dient, sondern vielmehr deskriptiv-explorierend und thesengenerierend arbeitet. Ziel eines induktiven Forschungsprozesses ist es, Thesen, Begriffe und Argumente aus dem Material heraus zu entwickeln und diese anschließend mit theoretischen Bezügen zu kontextualisieren (vgl. ebd., S. 183).

Dennoch wird mittlerweile die strikte Trennung von Induktion und Deduktion, wie sie ursprünglich vor allem im Verfahren der Grounded Theory vorgenommen wurde, vielfach kritisiert. Eine gänzlich theoriefreie Analyse, wie sie einst von den Begründern der Grounded Theory, Barney Glaser und Anselm Strauss, gefordert wurde, ist kaum möglich – nicht zuletzt, da die forschende Person stets über ein gewisses theoretisches Vorwissen verfügt. (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 248f.). Heute gilt deshalb vielmehr das Zusammenspiel aus Induktion und Deduktion als Voraussetzung neuer Erkenntnisse (vgl. ebd. S. 250). Es geht dabei nicht nur allein

um die ‚Induktion‘ von Konzepten (Verallgemeinerungen) aus Daten, sondern vielmehr um eine kontinuierliche Abfolge induktiver und deduktiver Schritte, insofern sich Datenerhebung und Hypothesengenerierung (induktiv), neue, theoriegeleitete Datenerhebung aufgrund dieser Hypothesen (deduktiv) und entsprechende Prüfung sowie Elaborierung der theoretischen Konzepte usw. abwechseln. (ebd.).

Entsprechend sind in der vorliegenden Arbeit die Auswertung und Analyse der Interviewdaten als Kombination aus induktivem und deduktivem Vorgehen zu begreifen, wobei der Schwerpunkt auf dem induktiven Vorgehen liegt. Das Ziel war es zwar nicht, eine neue Theorie aus den empirischen Daten heraus zu entwickeln, dennoch lässt sich die vorliegende Forschung insofern als induktiv beschreiben, als dass sie von einer Erkenntnishaltung geprägt war, die einen möglichst offenen und selbstreflexiven Ansatz verfolgt (vgl. Bischoff, 2014, S. 26). Der Fokus liegt auf dem empirischen Material aus den Interviews, das die zentrale Grundlage der Analyse bildet. Auf dieser Basis wird versucht, von Einzelfällen auf allgemeinere Zusammenhänge zu schließen. Zugleich stützten sich sowohl Datenerhebung als auch

Auswertung auf männlichkeitskritische und freundschaftstheoretische Konzepte. Insofern lässt sich das Vorgehen auch als deduktiv beschreiben, da das empirische Material entlang dieser theoretischen Bezugspunkte analysiert wird.

„Coding is an exploratory problem-solving technique without specific formulas or algorithms to follow“ (Saldaña, 2021, o. S.). Das Kodieren empirischer Daten stellt nicht lediglich eine vorbereitende Tätigkeit dar, sondern ist bereits zentraler Bestandteil des Analyseprozesses. Für die vorliegende Arbeit orientierte ich mich an Johnny Saldaña's *Coding Manual for Qualitative Researchers* (2021), da mir sein explorativer Ansatz des Kodierens als besonders fruchtbar erscheint. Laut des US-amerikanischen Wissenschaftlers ist das zentrale Ziel des Kodierens, in einem mehrstufigen Prozess „categories, themes, and concepts“ (ebd.) zu generieren und Sinnzusammenhänge zu erschließen.

Für die Kodierung der sechs Interviewtranskripte wurde das Programm *MaxQDA* verwendet, das insbesondere für die Verarbeitung größerer Datenmengen geeignet ist und das Vergleichen, Sortieren und Filtern des Materials erleichtert (vgl. Sattler, 2014, S. 484). Auf Basis des Interviewmaterials (induktiv) sowie unter Einbezug theoretischer Überlegungen aus der Freundschafts- und kritischen Männlichkeitsforschung (deduktiv) wurden zunächst in einem offenen Verfahren erste Codes entwickelt. Diese fungieren als Schlüsselbegriffe für relevante Textstellen und dienen dazu, die Transkripte zu strukturieren und „nach bestimmten Themen, Konzepten und Fragen durchsuchen zu können“ (ebd., S. 480). Dabei wurde insbesondere auf wiederkehrende Muster und Ähnlichkeiten im Material geachtet. Teilweise wurden bereits Unterkodes bzw. sogenannte „Subcodes“ gebildet.

In einem ersten Kodierungsdurchgang wurden relevante Textstellen, Passagen oder auch nur einzelne Wörter den entsprechenden Codes zugeordnet und farblich markiert, wobei auch Mehrfachkodierungen möglich waren. Mit fortschreitender Kodierung wurden die Codes kontinuierlich weiterentwickelt und in mehreren Überarbeitungsrunden an das Material angepasst. Jedes neu kodierte Interview wirkte sich dabei auch auf die bereits kodierten Daten aus (vgl. Saldaña, 2021, o. S.). Der Soziologe Andrew Abbott (2004) beschreibt diesen iterativen Prozess anschaulich mit der Metapher des wiederholten Neudekorierens eines Zimmers: „You try it, step back, move a few things, step back again, try a serious reorganization, and so on“ (S. 215).

Begleitend zum Kodierprozess wurden Gedanken, Ideen und Erkenntnisse in sogenannten „Memos“ direkt in MaxQDA festgehalten. Diese sind den jeweiligen Textstellen zugeordnet und stellen bereits einen wichtigen Bestandteil der Analyse dar (vgl. Sattler, 2014, S. 481). In

einem zweiten Kodierungsdurchgang wurden die entwickelten Kodes schließlich zu übergeordneten analytischen Strukturen verdichtet. Durch das Clustern von Kodes anhand von Ähnlichkeiten, Mustern und gemeinsamen Merkmalen konnten Kategorien gebildet werden. Kodes und Kategorien sind dabei klar voneinander zu unterscheiden: Während Kodes einzelne Aspekte des Materials erfassen, dienen Kategorien dazu, diese zu bündeln, zu ordnen und in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Ziel ist es, „to identify how an array of codes belongs in certain groups, to sort codes according to defining attributes, to compare one categorial group to another, and to condense the complexity of the data corpus“ (Freeman, 2017, S. 25). Als Ergebnis dieses wiederholten Kodierprozesses wurden vier zentrale Kategorien entwickelt, anhand derer das Datenmaterial in den Kapiteln 4 und 5 analysiert und mit den theoretischen Konzepten aus Kapitel 2 in Beziehung gesetzt wird.

4. Männer erzählen über ihre Freundschaften

Im Folgenden werden die Ergebnisse der empirischen Forschung dargestellt und in Beziehung zu den theoretischen Perspektiven über Freundschaft und Männlichkeit gesetzt. Dazu wird das Datenmaterial entlang übergeordneter Kategorien strukturiert, wobei sich die einzelnen Bereiche in den Erfahrungen und Erzählungen der Befragten klarerweise überschneiden. Ziel ist es, herauszuarbeiten, wie sich sowohl *doing friendship* als auch *doing masculinity* auf unterschiedlichen Ebenen in den Erzählungen der Interviewpartnern realisieren.

4.1. Freundschaftstypologien

In diesem Kapitel wird zunächst ein Überblick über die unterschiedlichen Freundschaftsbeziehungen der Interviewpartner gegeben, um deren soziale Einbettung nachvollziehbar zu machen. Dabei wird aufgezeigt, wie sich unterschiedliche Freundschaftskonstellationen strukturieren, welche Begriffe zur Beschreibung verwendet werden und welche Werte die Interviewpartner mit Freundschaft verbinden. Ziel ist es, ein erstes Verständnis dafür zu entwickeln, wie Freundschaft aus Perspektive der Befragten gedacht und gelebt wird.

4.1.1. „Verschiedene Bausteine“: Struktur und Zusammensetzung sozialer Beziehungen

Für eine bessere Nachvollziehbarkeit der folgenden Kapitel möchte ich zunächst das soziale Umfeld der sechs Interviewpartner skizzieren. Luca beschreibt seinen Freundeskreis mit einer Metapher, die ich aufgrund ihrer treffenden Aussagekraft als Titel dieses Kapitels übernommen

habe. Dieser bestehe aus „verschiedene[n] Bausteinen“ (Pos. 9⁷). Eine ähnliche Struktur zeigt sich auch bei den anderen fünf Gesprächspartnern. Als ich sie zu Beginn des Gesprächs bitte, mir von ihrem Freundeskreis bzw. ihren wichtigen sozialen Beziehungen zu erzählen, berichten manche Interviewpartner von größeren Freundesgruppen, andere von kleineren Konstellationen und fast alle von Einzelpersonen, die sie vorwiegend zu zweit treffen. Teilweise überschneiden sich die jeweiligen Freundeskreise, während in anderen Fällen Aktivitäten klar getrennt voneinander stattfinden. Nahezu alle Männer berichten sowohl von Freundschaften, die bereits in der Kindheit oder Jugend entstanden sind und bis heute bestehen, als auch von Beziehungen, die sich im Kontext des Studiums entwickelt haben.

Lucas Freundeskreis ist aufgrund der unterschiedlichen Orte, an denen er gelebt und studiert hat, stark international geprägt. Einen Teil davon bilden seine Schulfreund*innen aus Frankreich, die er seit seinem sechsten Lebensjahr kennt. Diese trifft er etwa drei- bis viermal im Jahr, meist im Zuge eines Familienbesuchs. Da viele der Freund*innen mittlerweile in verschiedenen Städten in Frankreich leben, sind Treffen mit einem recht großen organisatorischen Aufwand verbunden. Ein zweiter „Baustein“ seines Freundeskreises entstand während seiner Studienzeit in Berlin. Er differenziert hier zwischen den „Leute[n] aus [s]einem Studiengang“ (Pos. 11) und jenen, mit denen er im Studentenwohnheim zusammenlebte, wobei es sich überwiegend um internationale Erasmus-Studierende handelte. Diesen Freundeskreis treffe er „auch immer wieder“ (ebd.), vor allem im Rahmen von Besuchen bei seiner Freundin, die ebenfalls in Berlin lebt. Sowohl in diesem als auch im französischen Freundeskreis überwiegen männliche Freunde. In Wien – dem letzten Baustein – besteht sein Freundeskreis ausschließlich aus Männern. Dazu zählen zwei Freunde aus seiner Zeit in Berlin sowie einzelne Studienkollegen aus der Universität. Luca beschreibt sich selbst als jemanden, der dazu tendiere, „sehr schnell sehr nahe zu Leuten zu sein“ (Pos. 329). Das Knüpfen neuer Freundschaften falle ihm vergleichsweise leicht. Gleichzeitig erzählt er, dass es häufig Jahre dauere, bis sich Vertrauen entwickle und „die persönlichen Themen rauskommen“ (Pos. 337).

Auch Felix berichtet im Gespräch von mehreren Freundeskreisen, die jedoch teilweise „so ein bisschen miteinander verwurschtelt“ (Pos. 15) seien. Einer davon, bestehend aus ihm und zwei weiteren Männern, entstand bereits während seiner Kindheit. Das Verhältnis zu diesen beiden ältesten Freunden beschreibt er als „selbstverständlich“ (ebd.). Man habe sich beim Fußballspielen und über die Eltern, die befreundet waren, kennengelernt und durch diese

⁷ Die im Text verwendeten Positionsangaben (Pos.) beziehen sich auf die jeweiligen Stellen in den mit MaxQDA ausgewerteten Interviewtranskripten (siehe Anhang B: Interviewtranskripte).

Regelmäßigkeit sei „automatisch halt so eine richtig gute Freundschaft“ (Pos. 54) entstanden. In kaum einer anderen Lebensphase verbringen Menschen so viel Zeit mit Freund*innen wie in der Kindheit und Jugend. Dadurch kann starkes Vertrauen aufgebaut werden, erklärt die Soziologin und Freundschaftsforscherin Erika Alleweldt in einem Interview (vgl. Wucherer, 2023). Sie beschreibt die Jugendzeit weiter als eine Phase, in der die Persönlichkeitsentwicklung eine große Rolle spielt. Gerade dafür sind intensive Freundschaften oftmals sehr prägend. Dies führe dazu, dass die Freundschaften als eng und dauerhaft erscheinen (vgl. ebd.). Felix trifft seine Jugendfreunde mittlerweile nur noch etwa vier bis fünfmal im Jahr. Dennoch gäbe es für die Aufrechterhaltung der Freundschaft mittlerweile Traditionen. Dazu gehöre, sich jedes Jahr zum Geburtstag „immer so eine absurde Menge Essen“ (Pos. 60) zu schenken, beispielweise in Form eines „riesen Eimer Ketchup[s]“ (ebd.) aus dem Großhandel.

Ein zweiter Freundeskreis von Felix entstand über eine ehemalige Mitbewohnerin und deren studentisches Umfeld. Trotz regelmäßiger Treffen sei er mit diesen „nicht so close“ (Pos. 15), wie mit anderen Freunden. Die fehlende Tiefe könnte mitunter darauf zurückzuführen sein, dass dieser Freundeskreis noch nicht über einen längeren Zeitraum gewachsen ist. Enge Freundschaften entstünden „meist nicht von heute auf morgen“ (Sickinger, 2025), erklärt Alleweldt in einem weiteren Interview. Bis ausreichend Vertrauen entstehe und die Beziehung als Freundschaft bezeichnet werden könne, müsse oftmals erst einige Zeit vergehen (vgl. ebd.). Zu Felix drittem Freundeskreis zählen drei Männer, die er bereits aus seiner Heimatstadt kennt. Eine enge Freundschaft entwickelte sich jedoch erst, seit sie alle in München leben. Diese drei Männer seien für ihn „schon sehr gute, beziehungsweise beste Freunde“ (Pos. 36), erklärt er. Dies führt er darauf zurück, dass sie sich regelmäßig sehen, Zeit miteinander verbringen und er mit ihnen auch „tiefere Themen“ (Pos. 108) besprechen könne.

Nach Felix Verständnis zeichnen sich enge und tiefe Freundschaften demnach vor allem durch häufige persönliche Begegnungen aus, was wiederum eng mit räumlicher Nähe beziehungsweise dem jeweiligen Wohnort verknüpft ist. Bereits Aristoteles vertrat die These, „dass langanhaltende Distanz Freundschaften notwendig beendet“ (Wiertz, 2020, S. 137). Seit der Antike haben sich zwar Kommunikationsmöglichkeiten verändert, Felix beschreibt jedoch, dass es ihm dennoch schwerfällt, den Kontakt etwa über schriftliche Kommunikation aufrechtzuerhalten. Telefonate beschränken sich bei ihm auf gelegentliche Gespräche mit einem bestimmten Freund. Ähnlich dazu erzählen auch die beiden Interviewpartner David und Leon, dass sie nur in seltenen Fällen mit Freund*innen telefonieren. David bezeichnet das Ausbleiben von Telefonaten in Freundschaften als ein „Dude Ding“ (Pos. 78), also ein für

Männerfreundschaften typisches Merkmal. Auch die Soziologin Karen Walker (2001) stellte in einer Studie dar, dass Männer andere Männer meist nur dann anrufen, wenn ein konkreter Anlass besteht (vgl. S. 229). Aus diesem Grund werden bei Felix Freundschaften oftmals weniger „intensiv“ (Pos. 48), sobald räumliche Distanz entsteht. „Je seltener ich die Leute sehe, desto oberflächlicher wird es auch“ (ebd.), erklärt er. Eine Ausnahme bildet aufgrund ihrer Kontinuität lediglich die Freundschaft mit den zwei Kindheitsfreunden aus seiner Heimatstadt. Freundschaften, die er selbst als eng empfindet, pflegt Felix ausschließlich mit Männern. Dies sei auch schon immer so gewesen. Er habe zwar viele Freundinnen, jedoch erreichten diese Beziehungen – mit Ausnahme seiner Beziehungsperson – „nicht so krass [...] eine tiefere Ebene“ (Pos. 153). Gleichzeitig merkt er an, dass es ihm mit weiblichen Freundinnen grundsätzlich leichter falle, tiefere Gespräche zu führen. In der Praxis entwickelten sich solche Beziehungen jedoch bislang nicht.

Ähnlich wie Felix empfindet auch Jan räumliche Distanz als Hindernis für die Pflege von Freundschaften. Da er bereits in drei verschiedenen Städten gelebt hat, entwickelten sich an jedem Ort neue Freundeskreise. Er berichtet von Freund*innen aus seiner Heimat in der Nähe von Frankfurt sowie von jenen, die er während seines Bachelorstudiums in Nürnberg kennengelernt hat. Insbesondere nach dem Abitur seien jedoch einige enge Freundschaften aus der Heimat auseinandergegangen, da „jeder seinen Weg“ (Pos. 19) gegangen sei und sich gezeigt habe, dass diese Beziehungen möglicherweise weniger eng waren als während der Schulzeit angenommen. Jedoch habe er auch in Wien – wie er betont, „Gott sei Dank“ (Pos. 11) – noch neue Freundschaften schließen können. Zugleich leben inzwischen auch seine zwei engsten Freunde aus Frankfurt in Wien. Seine Freundschaften organisiert Jan überwiegend in kleinen Gruppenkonstellationen. Ähnlich wie auch Luca und Felix habe er insgesamt „auf jeden Fall mehr Männerfreunde als Frauenfreunde“ (Pos. 145).

David differenziert sein Sozialleben in drei unterschiedliche Freundeskreise. Einen davon bildet die „Freundesgruppe von daheim“ (Pos. 12), bestehend aus sechs „Burschen“ (ebd.) im Alter zwischen 25 und 30 Jahren. Mit diesen Freunden – oder „Spezln“ (Pos. 173), wie er sie im Interview meist nennt – sei er gemeinsam aufgewachsen und kenne einzelne von ihnen bereits seit seiner Kindheit. Er betont, dass es sich bei diesen Männern um „wirklich SEHR, sehr gute Freunde“ (Pos. 24) handle, da man „halt einfach wirklich viel miteinander erlebt“ (ebd.) habe. Gemeinsame Erfahrungen in der Vergangenheit ebenso wie Kontinuität scheinen für ihn somit ein zentrales Kriterium für die Tiefe von Freundschaft darzustellen. Mittlerweile seien jedoch alle Mitglieder der Gruppe in einer Beziehung, so dass sich der Kreis bei gemeinsamen Treffen häufig erweitere, da sie „meistens alle mit Partnerinnen“ (Pos. 12) anwesend seien.

Einen weiteren Freundeskreis bilden Davids Studienkolleg*innen aus der „Unibubble“ (ebd.) in Wien. Aus dieser Gruppe würde er jedoch nur „zwei, drei Dudes“ (Pos. 16) als gute Freunde und eine Person als „sehr gute Freundin“ (Pos. 14) bezeichnen. Als „mehr oder weniger beste Freundin“ (ebd.) sieht er seine Beziehungspartnerin, die er ebenfalls im Studium kennengelernt hat. Die dritte Gruppe – ebenso wie die erste eine „reine Männerrunde“ (Pos. 16) – entstand während seiner Schulzeit in einem Tourismus-Internat. In dieser Gruppe sei auch sein „bester Freund“ (Pos. 24). Ähnlich wie bei der Freundesgruppe aus seinem Heimatdorf seien jedoch mittlerweile auch hier alle Mitglieder in einer Beziehung, sodass gemeinsame Aktivitäten seltener geworden seien und man „halt ab und zu“ (ebd.) etwas miteinander unternehme. Hier zeigt sich bereits, welchen Einfluss die romantische Paarbeziehung auf Freundschaften nehmen kann. Dieser wird im weiteren Verlauf der Analyse des Interviewmaterials immer wieder zum Tragen kommen. Insgesamt pflegt David – ähnlich wie Felix, Luca und Jan – mehr Freundschaften zu Männern als zu Frauen.

Jonas berichtet von einer großen Freundesgruppe, die er als „MAIN-Gruppe“ (Pos. 9) – also Hauptgruppe – bezeichnet, da hier der häufigste Kontakt stattfindet. Die Gruppe umfasst etwa 20 Personen und geht ursprünglich auf den Freundeskreis seines älteren Bruders zurück, der sich bereits in der Schulzeit formierte. Da sein Bruder oft Partys bei ihnen zu Hause veranstaltete, wurde Jonasnach und nach in die Gruppe integriert. „Abseits von irgendwelchen Partys“ (Pos. 19), bei denen die ganze Gruppe zusammenkommt, habe er jedoch nur zu etwa sieben Personen regelmäßigen Kontakt. Neben dieser Gruppe habe er „vereinzelt irgendwo Kontakte, weniger Gruppen, irgendwo halt so dort und da irgendwo, wo man halt wen kennenlernt“ (Pos. 9). Die Bezeichnung „Kontakte“ deutet darauf hin, dass diese Beziehungen von Jonas eher nicht als relevante Freundschaften eingeordnet werden, sondern vielmehr als lose soziale Verbindungen.

Darüber hinaus habe es lange Zeit eine weitere Freundesgruppe „vom Fortgehen“ (Pos. 11) gegeben. Zu dieser bestehe inzwischen jedoch kein aktiver Kontakt mehr, da sich die Gruppe infolge des Wegzugs einer zentralen Person aufgelöst habe. Die Wohngemeinschaft, in der Jonas derzeit mit vier weiteren Personen in Wien lebt, sei ein „Vermächtnis der Gruppe“ (Pos. 15). Allerdings bezeichnet Jonas nur zwei seiner Mitbewohnerinnen als Freundinnen. Eine weitere Freundesgruppe besteht aus drei Kommilitoninnen aus der Fachhochschule. Mit ihnen sei er recht eng befreundet, wenngleich der Kontakt außerhalb der Universität eher gering ausfalle. Jonas zeigt sich zudem gespannt, wie sich die Freundschaft nach Abschluss des Studiums weiterentwickeln werde und ob sie „so close bleiben oder ob sichs dann verläuft“ (Pos. 151). Die Zukunft der Freundschaft erscheint aufgrund der Kontextgebundenheit an die

Universität unsicher. Insgesamt deutet sich in seinen Erzählungen an, dass Freundschaft als eine Beziehungsform verstanden wird, die sich je nach Lebensphase fortsetzt, verändert oder auflöst, anstatt aktiv aufrechterhalten zu werden. Anders als bei Luca, Felix, Jan und David überwiegen bei Jonas insgesamt Freundschaften zu Frauen.

Leon verfügt im Vergleich zu den anderen fünf Interviewpartnern über den größten Freundeskreis. Dies lässt sich mitunter darauf zurückführen, dass er sein gesamtes Leben in Wien verbracht hat und sich seine Freundschaften somit auf einen einzigen Ort konzentrieren. Anders als die anderen Männer hat er jedoch keine Freundschaften aus der Kindheit oder frühen Jugend, da erste engere soziale Kontakte bei ihm erst im Alter von 16 bis 18 Jahren entstanden. Seine erste „wirkliche Freundschaft“ (Pos. 382) beschreibt er als die Beziehung zu seiner ersten Freundin im Alter von 15 Jahren. Abgesehen davon traf er in der Schulzeit niemanden privat und verfügte über keine Freundschaften. Umso größer ist heute die Dankbarkeit für seine sozialen Beziehungen. Er habe einen „sehr schätzenden Zugang zu dem Ganzen“ (Pos. 378), erklärt Leon.

Sein aktueller Freundeskreis ist aus „verschiedenen Gruppen zusammengewürfelt“ (Pos. 11) und besteht aus etwa 30 verschiedene Freund*innen, die Leon in den letzten sechs Jahren teils in einem Sommercamp, teils im Studium oder beim Fortgehen kennengelernt hat. Diese Personen habe er in Form einer WhatsApp-Gruppe zusammengeführt, die den Freund*innen als gemeinsame Plattform für gemeinsame Treffen diene. Nicht alle in der Gruppe seien miteinander befreundet, meist trafen sie sich in kleinen Gruppenkonstellationen von sechs bis acht Personen. Er selbst habe jedoch als Initiator zu jedem dieser Grüppchen „eine eigene Beziehung“ (Pos. 15), erklärt Leon. Enge Freundschaften pflegt Leon hauptsächlich mit Frauen. Mit diesen habe er sich schon immer „leichter getan“ (Pos. 43), da seinem Empfinden nach in den Freundschaften mit Männern „eine gewisse Tiefe“ (Pos. 47) häufig nicht erreicht werde. Als Grund nennt er, dass Gespräche, in denen ein geteiltes Nachdenken über bestimmte Themen möglich sei, häufiger mit Frauen stattfänden. Auch habe er „mit Themen wie Fußball oder sowas“ (Pos. 47), die er offenbar mit Männerfreundschaften konnotiert, noch nie etwas anfangen können.

Leons Aussagen deuten darauf hin, dass emotionale Nähe und inhaltliche Tiefe stärker mit weiblichen Freundschaften verbunden werden, während männliche Freundschaften eher mit bestimmten Themen und Interaktionsformen – im Sinne des Side-by-Side-Konzepts nach Wright (1982) – assoziiert sind. Auch die Psycholog*innen Vierra et al. (2023) weisen darauf hin, dass Männer sich zur Erfüllung ihres „desire for intimacy and disclosure“ (S. 319) häufig

stärker an Beziehungen zu Frauen wenden. Insgesamt wird deutlich, dass Freundschaften bei allen sechs Interviewpartnern in unterschiedliche, kontextgebundene Beziehungsnetzwerke eingebettet sind, deren Struktur maßgeblich durch räumliche Nähe und geteilte Lebensphasen geprägt werden.

4.1.2. „Ich hab sehr enge Freunde und Freunde, da finde ich den Begriff Freund schwierig zu sagen“: Begriffliche Differenzierungen von Freundschaft

Wie bereits angedeutet, spiegelt sich unter anderem in den von den Interviewpartnern verwendeten Begrifflichkeiten wider, wie eng eine Freundschaft empfunden wird. So bezeichnet Felix die drei Freunde, die er am häufigsten trifft und mit denen er „tiefere [...], persönliche“ (Pos. 20) Themen besprechen kann, als „beste Freunde“ (Pos. 36). Auch Jan differenziert zwischen engen Freunden und weiteren sozialen Kontakten. Den Begriff „Freund“ empfindet er dabei als schwierig, da er diesen nur für einen kleinen Kreis an Personen verwendet: „Freunde hab ich vielleicht zehn Stück an der Hand und ich hab aber sehr gute Kollegen auch noch, mit denen ich sehr gerne Zeit verbringe, aber, aber dann so, würde ich das auf jeden Fall nochmal differenzieren innerhalb von einer Freundschaft“ (Pos. 11). Als Kollegen – oder in seinem Sprachgebrauch, „Kollech“ (Pos. 15) – bezeichnet er Personen, mit denen er zwar Zeit verbringt, mit denen er jedoch nicht „das Allerintimste [...] teilen würde“ (Pos. 15). Freundschaften mit diesen Personen lassen sich somit eher als Side-by-Side-Beziehungen verstehen, die primär durch gemeinsame Aktivitäten geprägt sind. Seine zwei engsten Freunde hingegen bezeichnet Jan wiederholt als „Best Buddies“ (Pos.13), „Besties“ (Pos. 87), „Best Friends“ (Pos. 31) oder „die zwei Besten“ (Pos 35).

Laut Vierra et al. (2023) tendieren Männer eher dazu, zwischen engen Freundschaften bzw. besten Freunden und „other friends“ (S. 319) zu unterscheiden. Die Autor*innen führen dies darauf zurück, dass bei Männern oftmals nicht alle Beziehungen gleichermaßen als sicherer Raum für emotionale Offenheit und Intimität wahrgenommen werden. Dieses Muster kann mit dem Konzept der „relational uncertainty“ (ebd.) beschrieben werden. Sowohl bei Felix als auch bei Jan zeigt sich, dass emotionale Intimität und Vertrautheit nur in den engen Freundschaften möglich zu sein scheinen.

Auch bei Leon zeigt sich eine begriffliche Differenzierung, wenn auch in anderer Form: Er habe zwar keinen besten Freund, aber dafür „ein, zwei beste Freundinnen“ (Pos. 331). Die Verwendung dieser Bezeichnung versteht er dabei nicht als Ausdruck einer festen Hierarchie, sondern nutzt diese, da es sich für ihn in dem Moment stimmig anfühlt. Männer bezeichnet er hingegen entweder als Freunde oder „Uni-Kollege[n]“ (Pos. 350). Für seine weiblichen Freund*innen nutzt er darüber hinaus Kosenamen wie „Maus“ (Pos. 340). Verwendet er solche

Bezeichnungen gelegentlich auch für männliche Freunde, stoße dies bei manchen auf Irritation, während andere diese als „süß“ (Pos. 342) wahrnehmen.

Ähnlich wie Leon hat auch Jonas keinen besten Freund, sondern eine beste Freundin. In seiner Kindheit hatte er jedoch einen besten Freund, den er – ähnlich wie Felix – über befremdete Eltern kennenlernte. Diese Freundschaft, die vor allem daraus bestand, gemeinsam Computer zu spielen, habe sich jedoch „irgendwann mit 13, 14“ (Pos. 77) auseinandergelebt. Mit zunehmendem Alter hätten beide überwiegend getrennt voneinander gespielt und sich schließlich kaum noch gesehen. Begegne er dem ehemaligen Freund heute gelegentlich in Wien, fühle sich dies komisch an, so Jonas. Man habe zwar

die VIELEN Erinnerungen eigentlich aus der Kindheit, was einen eigentlich voll connecten müsste, aber irgendwie ist halt so diese Connection nicht mehr so da. [...] Und deswegen ist es irgendwie so ein komisches Ding, weil man hätte irgendwie die Vergangenheit. (.) Aber dann fehlt halt einfach das, was einen dann wirklich zusammenbringt. (Pos. 89)

Anders als bei Luca, Felix oder David, deren enge Freundschaften aus der Kindheit immer noch bestehen, ist die Beziehung zu seinem besten Freund bei Jonas abgebrochen. Das Zitat verdeutlicht, dass eine geteilte Vergangenheit allein offensichtlich nicht ausreicht, um eine Freundschaft aufrechtzuerhalten. Entscheidend scheint vielmehr eine gegenwärtige gemeinsame Praxis zu sein, die Verbindung stiftet. Bei Jonas bester Freundin handelt es sich um die ehemalige Partnerin eines früheren Freundes. Da sie Wien jedoch bald auf unbestimmte Zeit verlassen wird, bleibe abzuwarten, „wie sich das dann so weiterentwickelt“ (Pos. 198). Ähnlich wie bei den Freundinnen aus der Fachhochschule zeigt sich auch hier eine Unsicherheit bzw. Passivität hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung der Freundschaft. Wie bereits bei Felix angedeutet, scheinen auch bei Jonas die Häufigkeit persönlicher Begegnungen sowie räumliche Nähe zentrale Faktoren für die Wahrnehmung und Einordnung der Freundschaftsbeziehung zu sein. Seine abwartende Haltung deutet zudem darauf hin, dass die Aufrechterhaltung von Freundschaften weniger als aktiv zu gestaltender Prozess verstanden wird, sondern stark von sich verändernden Lebensumständen abhängt. Räumliche Distanz erscheint dabei als potenzielles Risiko für den Fortbestand der Freundschaft.

Luca verwendet spezifische Bezeichnungen ausschließlich für Personen, zu denen er wenig Kontakt hat. Diese bezeichnet er als „Bekannte“ oder „Studienkollegen“ (Pos. 33), da sich der Kontakt auf den universitären Kontext beschränkt. Alle weiteren Beziehungen fasst er unter dem Begriff „Freunde“ zusammen. In seiner Jugend habe er noch einen besten Freund gehabt, so Luca. Früher hätten sie sehr viel gemeinsam unternommen, jetzt wohne dieser jedoch in Paris und aufgrund der Distanz und der unregelmäßigen Treffen scheint der Begriff des besten Freundes auf diese Beziehung nicht mehr zutreffend. Insgesamt zeigt sich, dass die von den

Interviewpartnern verwendeten Begrifflichkeiten nicht nur der Beschreibung von Beziehungen dienen, sondern zugleich deren unterschiedliche Qualität und Funktion markieren. Die Unterscheidung zwischen besten Freund*innen, Freund*innen, Kollegen oder Bekannten verweist dabei auf unterschiedliche Formen von Nähe und Vertrautheit, die mit der jeweiligen Beziehung verbunden sind.

4.1.3. „Einfach dieses bedingungslose Füreinander-da-Sein“: Zentrale Werte in Freundschaften

Um zentrale Bedeutungszuschreibungen an Freundschaft sichtbar zu machen, möchte ich abschließend für dieses Kapitel herausstellen, welche Aspekte Männern in Freundschaften wichtig sind und welche Werte sie als prägend für ihre Freundschaften beschreiben.

Ohne explizite Nachfrage hebt Leon bereits bei der Beschreibung seines Freundeskreises hervor, dass dieser sehr offen sei und „Offenheit und Selbstreflektiertheit“ (Pos. 11) für ihn generell zentrale Werte darstellen. Als das Thema später im Gespräch nochmal zur Sprache kommt, erklärt er, dass das zwar sehr „große Wörter“ (Pos. 195) seien, es ihm jedoch insbesondere im Hinblick auf Selbstreflexivität wichtig sei,

dass man halt, wenn man jemandem sagt, (..) "hast du gemerkt, dass das vielleicht so rübergekommen ist", dass die Person halt... sich das anhört. Einfach mal. (..) Also ich hatte schon eine Freundschaft, das ist ja, die hat sich dann im Sand verlaufen. (.) Ähm, das ist da. Ähm, die, mit dem habe ich Unterhaltungen geführt von wegen, "hey, du hast an dem Abend das gesagt, das hat echt weh getan". Und er so, "ach so? Erwinnere ich mich nicht". Und damit war die Unterhaltung zu Ende. Nicht irgendein, "oh, das habe ich gar nicht mal mehr in Erinnerung, was habe ich denn gesagt" oder irgendwie so. (Pos. 195)

Die Erzählung zeigt, dass Kritikfähigkeit und Kommunikation für Leon zentrale Voraussetzungen von Freundschaften darstellen. Dabei reflektiert er auch seine persönliche Entwicklung. Während es ihm in der Vergangenheit oft schwergefallen sei, Kritik anzunehmen, achte er inzwischen „EXTREM“ (Pos. 197) darauf, Rückmeldungen von Freund*innen ernst zu nehmen, sich zu entschuldigen und aktiv nach Möglichkeiten zu fragen, das eigene Verhalten zu verändern. Das Fehlen dieser Bereitschaft führte erst kürzlich dazu, dass er – nach eigener Aussage erstmals – eine Freundschaft aktiv beendete. Als Leon einen Freund auf ein Verhalten ansprach, das ihn in der Freundschaft störte bzw. verletzte, stieß er dabei weniger auf „offene Ohren“ (Pos. 105), als vielmehr „auf eine Wand“ (Pos. 103). Die Freundschaft zu beenden, beschreibt Leon als „wirklich, wirklich schwierig“ (Pos. 83).

Die Schwierigkeit einer solchen Entscheidung lässt sich auch damit erklären, dass Freundschaften – anders als romantische Beziehungen – selten explizit beendet werden, sondern häufig eher allmählich auslaufen (vgl. Heidbrink, 2013, S. 186). Ein aktiver Abbruch erfordert hingegen die bewusste Infragestellung einer sozialen Beziehung, die oftmals nicht an

formalisierte Erwartungen oder Verpflichtungen gebunden ist, sowie die Bereitschaft, in einen potenziellen Konflikt zu treten, was mitunter schmerzhaft sein kann. Leon ging diesen Konflikt jedoch ein, da er offenbar ein Verständnis von Freundschaft vertritt, das an bestimmte Standards gebunden ist, die erfüllt sein müssen, damit die Beziehung bestehen kann.

Offenheit zeigt sich für Leon insbesondere in der Bereitschaft, Freundschaften aktiv zu gestalten und sich auch auf neue Gruppenkonstellationen einzulassen. Die Entwicklung von Freundschaften ist dabei eng mit Prozessen des gemeinsamen Ausprobierens und Einbindens verbunden, in denen sich über wiederholte Begegnungen herausstellt, ob eine Person in den Freundeskreis „passt“ (Pos. 199). Personen, die hingegen eher verschlossen sind und sich wenig in gemeinsame Aktivitäten einbringen, empfindet er zwar als legitim, zugleich jedoch als weniger anschlussfähig für eine längerfristige Freundschaft. Gleichzeitig betont Leon, dass Freundschaften nicht alle Bedürfnisse gleichermaßen erfüllen müssen. Es gehe ihm nicht darum, „bei jedem Freund oder jeder Freundin über die gleichen Dinge lachen oder über die gleichen tiefen Themen reden“ (Pos. 199) zu können. Vielmehr schätzt er die Heterogenität seines Freundeskreises, in dem er zu unterschiedlichen Freund*innen jeweils eine eigene Beziehung und Freundschaftspraxis pflegt. So ermöglichen einige Freundschaften tiefe Gespräche, während er sich mit einer anderen Person einfach „einen chilligen Abend machen“ (Pos. 167) und Mario Kart spielen könne. Hier wird deutlich, dass Freundschaft von Leon nicht als homogene Beziehungsform verstanden wird, in der alle Bedürfnisse gleichermaßen erfüllt werden müssen. Vielmehr erscheint Freundschaft als relationales Gefüge unterschiedlicher Beziehungen, in dem verschiedene Personen jeweils spezifische Funktionen übernehmen.

Ähnlich wie bei Leon ist auch für Jonas Offenheit ein wichtiger Wert in Freundschaften, wobei er sich dabei insbesondere auf politische Offenheit bezieht. Sich gegenseitig wertzuschätzen, auch wenn unterschiedliche Meinungen bestehen, stellt für ihn einen „coole[n] Wert“ (Pos. 268) dar. Manchmal vermisst er in seinem überwiegend linksgerichteten Freundeskreis einen politischen Diskurs, der über wechselseitige Bestätigung hinausgeht und in dem man „ein bisschen mehr auch gefordert wird in dem, wie man denkt“ (Pos. 264). Darüber hinaus bezeichnet er Ehrlichkeit als einen „Classic“ (Pos. 262), wenn es um Freundschaften geht.

Dieser Einschätzung schließen sich auch Felix und David an. Beide betonen, dass Freundschaften ohne Ehrlichkeit kaum möglich seien. Für David ist zudem Vertrauen ein zentrales Kriterium, um jemanden als guten Freund bezeichnen zu können. Gleiche Interessen, ähnliche Hobbies, Gesprächsthemen und „natürlich auch politische Einstellung“ (Pos. 125) seien klarerweise wichtig. Neben Ehrlichkeit stehe jedoch Vertrauen an erster Stelle.

Vertrauensbrüche zählen dabei zu denjenigen Erfahrungen, die in der Vergangenheit bereits „Freundschaften zu Brüche gehen haben lassen“ (ebd.). Für Felix ist neben gemeinsamen Interessen und geteiltem Humor vor allem Verlässlichkeit und Hilfsbereitschaft entscheidend in Freundschaften. Da er sich selbst als fürsorglichen Freund beschreibt, ist es ihm wichtig, sich auf Freund*innen verlassen zu können. Zentral sei für ihn, „dass man unterstützt wird, wenn man es bräuchte“ (Pos. 283). Obwohl ihm kein konkretes Beispiel einfällt, bei dem dieser Wert bislang eine Rolle gespielt hat, nennt Felix auch Loyalität als wichtigen Bestandteil von Freundschaft. Dieser Wert scheint für ihn jedoch eher eine normative Erwartung, denn eine tatsächlich gelebte Erfahrung darzustellen.

Als ich Jan frage, was ihm in Freundschaften besonders wichtig ist, antwortet er: „Ja, einfach diese bedingungslose, äh, bedingungslose Zusammenkommen, bedingungsloses, ähm, Füreinander-da-Sein“ (Pos. 107). Er beschreibt, dass er seine Freund*innen jederzeit erreichen könne und diese für ihn da seien. Darüber hinaus sei es ihm wichtig, „dass man irgendwo die gleichen Interessen hat“ (ebd.). Dies stellt für ihn eine Grundvoraussetzung für das Entstehen einer Freundschaft dar. Luca nennt als zentralen Wert in Freundschaften vor allem Respekt. Freundschaft sollte seiner Auffassung nach „nicht nur ein Nehmen [...], sondern auch ein Geben [sein], ohne dass [er] das jetzt aktiv einfordern [muss]“ (Pos. 126). Dies bezieht sich sowohl auf alltägliche Praktiken wie beispielsweise gegenseitiges Einladen im Restaurant, als auch auf emotionale Unterstützung. Freund*innen sollten für ihn da sein, „wenn irgendwas schief läuft“ (Pos. 130). Dabei sei es ihm wichtig, seine Freund*innen jederzeit erreichen zu können – nicht nur in Krisenzeiten, sondern auch einfach nur „zum Reden“ (Pos. 132). Eine ähnliche politische Einstellung ist für ihn keine zwingende Voraussetzung für Freundschaft. Im Gegenteil: Wie auch Jonas äußert Luca, dass ihn ein zu großer politischer Konsens mitunter eher langweilt. Wichtiger ist für ihn, dass „man gut miteinander kommunizieren“ (Pos. 105) kann. Eine Grenze zieht er lediglich bei Hass. Zudem empfindet er es als problematisch, wenn Freund*innen sich wiederholt keine Zeit für ihn nehmen oder Verabredungen absagen. In solchen Fällen habe er in der Vergangenheit bereits Freundschaften beendet, da er keine weitere Energie in diese investieren wollte.

Die von den Interviewpartnern genannten Werte kreisen hauptsächlich um eher normative und statische Aspekte wie Vertrauen, Verlässlichkeit, Offenheit und gegenseitige Unterstützung. Leon hebt sich hiervon insofern ab, als er mit Selbstreflexivität und Kritikfähigkeit stärker die aktive Gestaltung und Aushandlung von Freundschaft in den Vordergrund stellt. Freundschaft erscheint bei ihm nicht nur als ein Set an Werten, sondern auch eine Praxis, die aktiv gestaltet werden muss.

Bereits in diesem einführenden Kapitel zeigt sich, dass Freundschaften vielfältig sind. In den Erzählungen der sechs Männer wird deutlich, dass das Phänomen Freundschaft nicht als einheitliche oder klar abgegrenzte Beziehungsform verstanden werden kann, sondern als ein vielschichtiges und dynamisches Gefüge unterschiedlicher sozialer Beziehungen. Die jeweiligen Freundschaften sind oft in mehrere, kontextabhängig entstandene Freundeskreise eingebettet, die sowohl mit spezifischen Orten als auch verschiedenen Lebensphasen verbunden sind. Dabei kommt insbesondere räumlicher Nähe und der Häufigkeit persönlicher Begegnungen eine zentrale Bedeutung zu. Oftmals verlieren Freundschaften mit zunehmender Distanz an Intensität oder verändern sich, während regelmäßige gemeinsame Praxis als Grundlage für Vertrautheit und emotionale Nähe erscheint.

Gleichzeitig zeigt sich, dass gemeinsam verbrachte Zeit und eine geteilte Vergangenheit zwar als wichtige Elemente von Freundschaft betrachtet werden können, für einen langfristigen Fortbestand jedoch nicht zwangsläufig ausreichen. Freundschaftliche Beziehungen entstanden bei den Interviewpartnern meist im Rahmen von Schule oder Studium und können mit dem Wegfall dieser gemeinsamen Bezugspunkte an Bedeutung verlieren. Insgesamt lässt sich Freundschaft somit als relationales und räumlich strukturiertes Beziehungsgefüge beschreiben, das von Mobilität, Lebensphasen sowie unterschiedlichen Graden von Nähe und Vertrautheit geprägt ist.

4.2. Freundschaftspraktiken

Freundschaften bestehen nicht nur aus geteilten Vorstellungen und Werten, sondern werden vor allem im gemeinsamen Handeln sichtbar. Im folgenden Kapitel wird daher dargestellt, wie die interviewten Männer ihre Freundschaften im Alltag konkret gestalten. Im Fokus stehen dabei die unterschiedlichen Formen gemeinsamer Aktivitäten, die Häufigkeit von Treffen sowie wiederkehrende Routinen und Traditionen, die für die jeweiligen Freundschaften bedeutsam sind.

4.2.1. „Einfach auf`nen Döner treffen alle drei Wochen, das reicht uns“: Formen alltäglicher Freundschaftspraxis

Doing friendship nimmt in den Erzählungen der Interviewpartner je nach Kontext und Freundschaft unterschiedliche Formen an. Sowohl die gemeinsamen Aktivitäten als auch die Häufigkeit der Treffen variieren dabei zwischen den jeweiligen Beziehungen. Jan berichtet, dass er seine zwei besten Freunde „fast jeden zweiten Tag“ (Pos.13) sieht. Mit ihnen unternimmt er unterschiedlichste Aktivitäten – von Sport oder gemeinsam Weihnachtsgeschenke kaufen bis hin zu Urlauben. Die drei Freunde machen alles, „was auch

immer [ihnen] sonst in den Sinn kommt“ (Pos. 35). Sie sehen sich nicht nur mehrmals unter der Woche, sondern gehen „klassisch“ (Pos. 79) jedes Wochenende einmal gemeinsam aus. Die Praxis des gemeinsamen Fortgehens – die nach Jan typisch für das junge Erwachsenenalter ist – erscheint in seiner Freundschaft als eine wichtige und selbstverständliche Form der Wochenendgestaltung und als Routine, die zum Freundschaftsalltag dazugehört. Im Gegensatz dazu erzählt er von einem Bekannten, mit dem er sich „einfach auf nen Döner [treffe] alle drei Wochen“ (Pos. 37). Diese gemeinsame Aktivität reiche ihm in dieser Beziehung aus. Mit einem anderen Freund gehe er nur auf Konzerte, „weil [sie] so eine eigene, gleiche Musikrichtung irgendwie sehr fühlen“ (Pos. 41). So unterscheiden sich die Aktivitäten „von Freund zu Freund“ (ebd.), erklärt Jan.

Auch bei David variieren die Aktivitäten je nach Freundesgruppe. Wenn er am Wochenende gelegentlich in der Heimat ist und seine Freunde aus der Dorfgruppe sieht, sei „die Aktivität zamsitzen, quatschen, Spiele spielen, Kaffeetrinken etc.“ (Pos. 29). Im Fokus stehe dabei, „die letzten Monate [zu] rekapitulieren“ (Pos. 33), zu erfahren, was bei jeder Person seit dem letzten Treffen passiert ist. Hier steht der gemeinsame Austausch im Vordergrund, eine Praxis, die nach Wright (1982) einer klassisch „männlichen“ Freundschaftspraxis zuwiderläuft und vielmehr mit der Konzeption einer Face-to-Face Freundschaft in Verbindung gebracht werden kann. Mit seinen Freund*innen aus Wien, die er ein bis zweimal im Monat trifft, prägen „variablere Veranstaltungen“ (ebd.) die Freundschaftspraxis. Man mache effektiv etwas miteinander: „Da geht man halt bouldern, da geht man halt laufen, da geht man halt ins Gym, da geht man halt zu Konzerten, da geht man ins Theater“ (ebd.). Bei den Freundschaften in Wien steht das gemeinsame Tun im Vordergrund, wodurch diese eher in das Konzept der Side-by-Side-Freundschaft eingeordnet werden können.

Luca berichtet, dass er und seine Freund*innen „sehr viel“ (Pos. 62) miteinander machen würden. Er habe im Vorfeld des Interviews „ein bisschen darüber nachgedacht“ (ebd.) und sei zu dem Schluss gekommen, dass er und seine Freund*innen lange Zeit „sehr viel über Alkohol [...] beziehungsweise Bar-Treffen“ (Pos. 63) miteinander unternommen hätten. Seit er jedoch in einer Beziehung ist, hätten sich die freundschaftlichen Aktivitäten deutlich verändert. Durch die Beziehung habe er weniger Zeit für Aktivitäten mit Freund*innen und müsse jetzt „mehr Kompromisse eingehen“ (Pos. 41). Während Treffen mit der Freundesgruppe davor vor allem mit „saufen und feiern“ (ebd.) verbunden waren, stehen nun eher Urlaube oder gemeinsame Kochabende im Vordergrund. Diese Veränderung habe sich laut Luca deshalb so ergeben, „weil [seine] Freundin dann nicht so gerne trinkt“ (Pos. 83). Aus Rücksicht auf ihre Bedürfnisse habe er sich ihr angepasst, wenngleich er dem ein „leider“ (Pos. 84) beifügt. Dennoch seien

Barabende oder Aktivitäten, bei denen Alkohol involviert ist, „immer noch Großteil [ihrer] Treffpunkte“ (Pos. 65), so Luca.

Freundschaftspraktiken werden hier zu einem gewissen Grad an veränderte Lebenssituationen angepasst. Insbesondere durch den Einfluss der Partnerschaft werden Freizeitpraktiken neu strukturiert. Das „leider“ verweist auf eine gewisse Nostalgie, die Luca offensichtlich empfindet, wenn er an frühere Praktiken zurückdenkt. Trotz der „Einschränkung“ bleibt der gemeinsame Alkoholkonsum eine zentrale soziale Praxis in seinen Freundschaften. Daneben „zock[e] [er] ganz viel“ (Pos. 67) mit seinen Freunden aus Wien. Sie spielen vor allem „Mario Kart, solche Sachen“ (Pos. 69) auf der Switch, einer TV-Konsole. Manchmal treffen sie sich aber auch einfach nur „in der Wohnung oder so“ (Pos. 67).

Ähnlich wie bei Luca bestand bei Jonas die Aktivität mit seinen Freund*innen lange Zeit im gemeinsamen Fortgehen, beispielsweise auf Raves oder andere Partys. Seit er an diesen Treffen jedoch nicht mehr regelmäßig teilnimmt – unter anderem, weil er mit dem Rauchen aufgehört hat und es dafür wichtig sei, „dass man bissl weniger trinkt“ (Pos. 185) – sieht er diese Freund*innen nur noch sehr selten. Die Freundschaft schien hier stark an die gemeinsame Aktivität gebunden gewesen zu sein, sodass durch den Wegfall des Fortgehens auch der Kontakt generell einbrach. Dazu beigetragen hat auch, dass er vor zwei Jahren seine Freundin kennengelernt hat. Jetzt verbringt er einen Freitagabend lieber mit ihr und macht sich „einen schönen Abend“ (Pos. 187). Das sei „chilliger als, ich geh jetzt saufen und bin dann morgen einfach voll Banane“ (ebd.). Die Partnerschaft nimmt bei Jonas gegenüber Freundschaften eine privilegierte Stellung ein – nicht zuletzt, weil sie ihm eine Form der Freizeitgestaltung bietet, die besser zu seinen aktuellen Bedürfnissen passt. Einzelne Freund*innen aus der Gruppe sehe er eigentlich nur, wenn seine Freundin ein Treffen – beispielsweise in Form von „Double-Dates“ (Pos. 200) – initiiert. Freundschaft wird hier in den Rahmen der romantischen Beziehung integriert und die Initiative für gemeinsame Treffen geht nicht mehr von Jonasselbst aus, sondern verlagert sich auf seine Partnerin.

Die Organisation und Pflege sozialer Beziehungen stellt eine häufig unsichtbare Form von Care-Arbeit dar, die als „kin keeping“ (Baker, 2016, S. 14) bezeichnet und überdurchschnittlich oft von Frauen getragen wird. Die bereits erwähnte Psychologin Angelica Ferrara geht noch einen Schritt weiter und erweitert das Konzept des Kinkeepings sprachlich um den Begriff des „Mankeepings“. Damit wird die Arbeit beschrieben, „die Frauen leisten, um die Verluste auszugleichen, die Männer in ihren sozialen Netzwerken erleben“ (Jacobs, 2026). In dieser

Mehrbelastung von Frauen sehen Ferrara und Vergara (2024) ein strukturelles Element von Geschlechterungleichheit (vgl. S. 391).

Die Veränderung in Jonas Lebensführung wirkte sich jedoch nicht auf alle Freundschaften gleichermaßen aus. Seine beste Freundin, mit der früher auch gemeinsames Fortgehen eine zentrale Aktivität darstellte, trifft Jonas immer noch ein bis zweimal im Monat. Mit ihr geht er nun meistens zu Kulturveranstaltungen – beispielsweise ins Theater – oder sie treffen sich bei einer Person zu Hause. Diese Freundschaft wurde an die veränderten Lebensumstände angepasst, während andere freundschaftliche Beziehungen offenbar stärker an die frühere Praxis des Fortgehens gebunden waren. Generell trifft Jonas in letzter Zeit jedoch nur selten Freund*innen, auch, weil ihm neben Uni und Arbeit häufig Zeit und Energie fehlen. Zudem erscheint es ihm oft komfortabler, „auf die Sozialkontakte in der WG zurückzugreifen, statt dass man sich selber was ausmacht“ (Pos. 28).

Mit den Mitbewohnerinnen – von denen er zwei auch als Freundinnen bezeichnet – verbringt er daher häufig Zeit zuhause, etwa indem sie gemeinsam Filme oder Serien schauen oder etwas spielen. Ähnlich wie bei David können solche Treffen ohne zusätzlichen Planungsaufwand entstehen. Gerade weil diese Form des Zusammenseins keine aktive Organisation erfordert, stellt sie für Jonas aktuell die am meisten niedrighschwellige Form sozialer Interaktion dar. Andere Freund*innen zu treffen erscheint ihm hingegen häufig als organisatorische Herausforderung. Es sei sehr schwer für ihn,

halt alles irgendwie unter einen Hut zu bringen, um immer zu planen, und Dings und dann das und so, und Dings. Und das heißt, wenn ich da den sehe, dann muss ich da, irgendwie dann das für die Uni ein anderes Mal machen und wo passt das rein? Aber da hab ich ja Arbeit, oder...Ja. (lacht) You get the point. (Pos. 258)

Jonas Schilderungen verweisen auf einen zentralen Aspekt von Freundschaft: Sie konkurriert mit anderen Bereichen des Alltags. „Friendship needs to function in relation to other, social, practical, material aspects of the everyday“ (Goedecke, 2018, S. 102). Bei Jonastritt Freundschaft aktuell neben Verpflichtungen durch Studium und Arbeit vor allem auch hinter seiner Paarbeziehung zurück.

Auch bei Leon hängt die Häufigkeit freundschaftlicher Treffen stark davon ab, wie viel er in der Universität zu tun hat. Da fast alle seine Freund*innen studieren, werden Treffen insbesondere in Prüfungsphasen seltener. Leon beschreibt sich selbst als sehr strukturierte Person und ist daher häufig derjenige, der Treffen initiiert, weil er „meistens [s]einen Kalender dann schon zwei Wochen im Vorhinein versuch[t], durchzuplanen“ (Pos. 35). Gleichzeitig hat er das Gefühl, mittlerweile in einem Alter zu sein, in dem es schwierig geworden sei, „spontan jemanden zu treffen“ (Pos. 37). Freundschaft erscheint hier als eine Praxis, die aktiv organisiert

und in den Alltag integriert werden muss. Interessant ist dabei, dass Leon diese Notwendigkeit bereits mit seinem Alter verbindet.

Dennoch zeichnet sich seine Freundschaftspraxis durch eine große Vielfalt gemeinsamer Aktivitäten aus. Leon übernimmt dabei selbst eine koordinierende Rolle. So organisiert er beispielsweise gerne Barabende für die größere Freundesgruppe. Sie hätten bereits eine Stammkneipe in Wien, in der sie sich treffen, um gemeinsam zu essen, zu trinken und Spiele zu spielen. Im Sommer seien die Unternehmungen „dann eher auch so Sachen wie in den Park einfach gehen. Draußen lesen. Schwimmen gehen“ (Pos. 67). Wenn er sich zu zweit mit einer befreundeten Person trifft, setzt Leon sich häufig in ein Café oder eine Bar. Einen Freund trifft Leon hauptsächlich, um zusammen im Fitnessstudio zu trainieren. Einer anderen Freundin, mit der er meist ins Kino geht, hat er zu Weihnachten geschenkt, dass sie gemeinsam Pilates ausprobieren. Freundschaft wird hier nicht nur über wiederkehrende Routinen aufrechterhalten, sondern auch über das gemeinsame Erkunden neuer Praktiken aktiv gestaltet. Sie erscheint hier weniger an eine spezifische Aktivität gebunden, sondern vielmehr als relationaler Rahmen, innerhalb dessen unterschiedliche Formen der gemeinsamen Freizeitgestaltung möglich sind.

4.2.2. „Viel, was mit Sport zu tun hat“: Zwischen Fußballspielen und Kaffeetrinken

Bei mehreren Interviewpartnern zeigt sich, dass bestimmte Aktivitäten eine besonders zentrale Rolle für die jeweiligen Freundschaften spielen. So wurde von einigen Männern Sport als wichtige gemeinsame Praxis genannt. Insbesondere Fußball spielt bei Felix, David und Jan eine zentrale Rolle, aber auch andere Sportarten werden regelmäßig zusammen ausgeübt. Diese Aktivitäten lassen sich in ein Muster der Side-by-Side Freundschaften einordnen, bei denen das gemeinsame Tun im Vordergrund steht. Jan spielt mit seinen zwei „Best Friends“ (Pos. 31) Fußball in einem Wiener Verein. Das gemeinsame wöchentliche Training sei „immer da“ (Pos. 79) und für die Freundschaft ein wichtiger „Fixtermin“ (Pos. 79). Neben dem aktiven Spielen im Verein sei eine weitere regelmäßige Aktivität das gemeinsame „Bundesliga gucken“ (Pos. 81).

Auch Felix antwortet auf die Frage, was er mit seinen Freund*innen macht, zuallererst: „Viel, was mit Sport zu tun hat“ (Pos. 72). Insbesondere Tennis und Fußball spielt er mit zwei seiner engen Münchener Freunde regelmäßig. Mit seinen beiden längsten Freunden, die er aus seiner Heimatstadt vom Fußballspielen kennt, versucht er außerdem, ein oder zweimal pro Eishockey-Saison zu einem Auswärtsspiel zu fahren und dieses gemeinsam anzuschauen. Sport fungiert hier als gemeinsamer Referenzrahmen und kann als ritualisierte Freundschaftspraxis verstanden werden, die sowohl die aktiven Freundschaften vor Ort als auch die „alten“

Freundschaften aus der Heimat prägt. Felix Erzählung macht zudem deutlich, dass Sport oftmals nicht nur Aktivität, sondern auch derjenige Ort ist, an dem Freundschaften einst entstanden sind.

Ähnlich stellt sich die Situation bei David dar. Auch seine Freundschaft zu den fünf Männern aus seinem Heimatdorf ist geprägt durch die gemeinsame Zeit beim gleichen Fußballverein. „Da war es halt easy“ (Pos. 29), sich regelmäßig zu sehen, erzählt er. Die Freunde, die noch vor Ort wohnen, seien immer noch aktiv im Verein. David und sein Mitbewohner, der auch Teil der Dorfgruppe ist, wären beim gemeinsamen Fußballspielen in der Heimat nur noch selten dabei, seit sie beide in Wien wohnen. Sie hätten jedoch auch hier eine Hobby-Fußball-Gruppe, mit der sie sich alle zwei Monate treffen. Neben dem Fußball spielte David bis vor kurzem Football, gemeinsam mit einem seiner besten Freunde aus der Universität. Ähnlich wie zuvor beim Fußballspielen hätten sich durch das regelmäßige Training Alltagsbegegnungen ergeben, die nun, seit er mit dem Spielen aufgehört hat, weggefallen sind. Nun müsse man „so effektiv sagen...hey, MACHEN wir mal wieder was. Also nicht jetzt, weil jemand sagt, ‚ich hab keinen Bock mehr mit dir was zu machen‘, aber weil man merkt, man sieht sich dann nicht mehr. Und dann... Ja. Wird's halt ein bisschen weniger“ (Pos. 67), bemerkt David.

Sowohl Davids Erzählungen über das gemeinsame Fußballspielen mit seinen Freunden aus dem Heimatdorf als auch über das Training mit dem Studienfreund verdeutlichen, wie wichtig regelmäßige gemeinsame Aktivitäten, die keiner gesonderten Organisation bedürfen, für die Aufrechterhaltung männlicher Freundschaften sein können. Ohne die institutionelle Rahmung wird Freundschaft zur „Arbeit“, man sieht sich nicht einfach zufällig beim Sport, sondern muss aktiv verbalisieren, dass man sich sehen möchte. Es ist nicht mehr „easy“. Dass die Häufigkeit der Treffen damit schwindet, wird von David – wenn er sagt, es sei „halt“ so – als Konsequenz scheinbar akzeptiert, anstatt sich aktiv dafür einzusetzen, dass er seinen Freund weiterhin regelmäßig sieht.

Neben dem gemeinsamen Ausüben sportlicher Aktivitäten wurde von fast allen Interviewpartnern Kaffeetrinken als Unternehmung geschildert, die bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger regelmäßig stattfindet. Anders als andere Aktivitäten, die oft in kleineren Grüppchen unternommen werden, wird sich zum Kaffeetrinken jedoch vorrangig zu zweit getroffen. Jan besucht einen Freund, der bei ihm um die Ecke wohnt und den er deshalb „schon jeden zweiten Tag“ (Pos. 71) sieht, oft mal „schnell auf nen Kaffee“ (ebd.). Bei diesen spontanen Treffen wird sich für die Dauer des Kaffees unterhalten „und dann geh[e] [er] wieder“ (ebd.), so Jan. Daneben habe er eine Freundin, mit der er ausschließlich Kaffeetrinken

geht. Abseits des zweiwöchentlichen Kaffeetrinkens überschneidet sich die Freundschaft mit ihr nicht mit seinen anderen Freundschaften. „Da gibt es einfach nur uns beide, und wir sind happy damit“ (Pos. 31), so Jan.

Von einer ähnlichen Freundschaft berichtet Jonas. Eine Freundin treffe er „immer nur einzeln alle heiligen Zeiten“ (Pos. 204), da sie aufgrund ihres Berufs viel beschäftigt ist. Wenn sie sich jedoch bei ihm melde und vorschlage, gemeinsam einen Kaffee trinken zu gehen, freue er sich immer sehr. Mit männlichen Freunden trifft er sich hingegen eigentlich nicht außerhalb der großen Gruppe. Manchmal sei es zwar vorgekommen, dass ihn jemand frage, ob er einen Kaffee trinken gehen möchte, solche Treffen seien für ihn jedoch „immer ein bisschen weird...Not gonna lie“ (Pos. 208). Jonas fühlt sich bei Treffen im Zweierkontext mit seinen männlichen Freunden oft unwohl:

Ich weiß nicht, es ist oft so, irgendwie, vielleicht ist das auch, also es ist glaube schon viel in mir, aber irgendwie so eine Barriere, sich so wirklich ganz zu öffnen und dieses wirklich, äh, sich ganz nahbar zu machen...Es war am ehesten noch, äh, mit, tatsächlich, äh, dem Ex von meiner besten Freundin (lacht)...Mit dem war ich lange Zeit gut und wir haben sich oft alleinig getroffen und das war aber in der Zeit, wo wir viel gekifft haben. Also, und da war das noch am ehesten so...Also wir haben uns oft zum Zocken oder sowas getroffen und dann ist man schon so auch ins Reden gekommen war und dann schon auch sehr, sehr tiefere Gespräche waren. Ja. Aber es war, ehrlich, immer in Kombination mit Konsum von irgendwas. Alkohol oder, äh...Gras oder auch anderes aber bei anderen, glaube ich, sind dann auch nicht solche Gespräche entstanden (lacht). (Pos. 210)

Zweiertreffen mit männlichen Freunden – wie etwa gemeinsames Kaffeetrinken – bei denen keine andere Aktivität, sondern das persönliche Gespräch im Vordergrund steht, scheinen bei Jonas eine gewisse Erwartung von emotionaler Offenheit und Intimität zu erzeugen, die er als große Herausforderung empfindet und deshalb eher vermeidet. „A man feels less threatened, [...] when he is in a group situation than he does in a one-to-one unstructured situation in which there is a greater potential for intimacy“, erklärt der Psychologe und Männlichkeitsforscher David John Pope (1993, S. 21). Als Ausnahme beschreibt Jonas Situationen mit seinem ehemaligen Freund im Kontext von gemeinsamem Konsum von Alkohol oder Cannabis. Die Kombination aus Konsum und der parallelen Aktivität des gemeinsamen Zockens schuf einen Rahmen, der tiefere Gespräche ermöglichte – Gespräche, für die im nüchternen Zustand aufgrund hegemonialer Männlichkeitsnormen wie emotionaler Kontrolle vermutlich eine größere Hemmschwelle bestanden hätte. Intimität in Form von tieferen Gesprächen scheint aus Jonas Sicht demnach nicht selbstverständlicher Teil männlicher Interaktion und Freundschaft zu sein, sondern etwas, das an spezielle Bedingungen gebunden ist.

4.2.3. Von „Burschenurlaub“ bis Stammtisch: Routinen, Rituale und Traditionen

In Freundschaften, die über größere Distanz bestehen und in denen gemeinsame Alltagsaktivitäten kaum möglich sind, stellen für einige Interviewpartner insbesondere Anlässe

wie Weihnachten oder Silvester wichtige Fixpunkte im Jahresverlauf dar, an denen persönliche Treffen stattfinden. Da viele seiner Freund*innen aus der Heimat mittlerweile verstreut in ganz Europa leben, in Mailand oder Barcelona studieren, findet bei Jan eine Zusammenkunft jedes Jahr immer nur am 27. und 28. Dezember statt. Dieses jährliche Treffen in der Weihnachtszeit ist bereits Tradition und wird von Jan als „sehr wichtige[r] Punkt“ (ebd.) im Jahr bezeichnet. Mit seinen Freund*innen aus Nürnberg organisiert er regelmäßige „Reunions“ (Pos. 46), also Wiedersehenstreffen, beispielsweise in Form von gegenseitigen Besuchen für mehrere Tage. Auch in Davids Freundesgruppe aus seinem Heimatdorf ist eine jährliche Weihnachtsfeier Tradition. Nachdem mittlerweile alle sechs Männer der Gruppe in einer Beziehung sind, sind hierbei „auch [die] Partnerinnen natürlich“ (Pos. 85) mit dabei. Bei Jonas ist Silvester ein Tag im Jahr, an dem seine große Freundesgruppe aus der Heimat zusammenkommt. Meistens wird an diesem Tag gemeinsam eine große Party gefeiert.

Daneben finden auch in den vor Ort gelebten Freundschaften routinisierte Aktivitäten statt. Eine Routine von Jonas und seinen drei Freundinnen aus der FH-Gruppe ist beispielsweise das gemeinsame Autofahren zur Universität. Obwohl die Fahrt mit dem Auto länger dauert als mit dem Zug und sie zu viert in einem Mini Cooper eingequetscht sind, hat sich diese Praxis seit dem ersten Uni-Tag etabliert. Außerhalb der Universität trifft David diese Freund*innen jedoch nicht.

David und Felix erzählen von regelmäßigen Treffen in Form eines Stammtisches. Angefangen hätte es damit, jeden Mittwochabend in eine andere Bar zu gehen, so Felix. Mittlerweile hätten sich die Aktivitäten des Stammtisches jedoch „so ein bisschen ausgeweitet. Dass wir sagen, wir machen mal einen Spieleabend oder, äh, waren mal im Basketballspiel oder sowas. Wir hatten jetzt geplant, dass wir, wir sind sechs Leute, dass wir ähm, das perfekte Dinner nachspielen.“ (Pos. 28). Wenn sie gemeinsam in eine Bar gehen, bringt oft jede Person noch ein zwei Freund*innen mit, damit „im Zweifel sich irgendwie Freunde von Freunden kennenlernen können“ (Pos. 30), so Felix. Der Stammtisch fungiert als Rahmen, der regelmäßige Treffen ermöglicht und zudem als eine Art Schnittstelle, über die neue Kontakte entstehen können.

Davids Stammtisch, der aus 15 bis 20 Personen besteht, trifft sich jeden Mittwochabend bei einem Wiener Würstelstand. Die Zusammensetzung der Gruppe ist dabei wechselnd und nicht alle Teilnehmenden sind auch Freund*innen von ihm. Er selbst schafft es mittlerweile jedoch nur noch „alle drei Wochen“ (Pos. 63), daran teilzunehmen. Zudem sind einige seiner Freund*innen inzwischen für ein Studium oder Arbeit aus Wien weggezogen. Der Stammtisch unterliegt daher einer stetigen Veränderung, bleibt jedoch ein regelmäßiger Treffpunkt.

Bei einigen der Interviewpartner ist auch gemeinsamer Urlaub ein wichtiger Teil der Freundschaften – teilweise ist das jährliche Verreisen sogar schon eine Tradition. Leon organisierte bereits für zwölf Freund*innen aus der großen Freundesgruppe eine Reise nach Kroatien und verreist immer wieder auch in kleineren Grüppchen. David macht mit seinen Freunden aus der Heimat jedes Jahr „zu sechst als Burschengruppe einen Urlaub“ (Pos. 93). Für diesen „Burschenurlaub“ (Pos. 139), wie er ihn nennt, sind sie letztes Jahr beispielsweise für fünf Tage nach Athen geflogen. Auch Luca initiiert oft Urlaube mit seiner Freundesgruppe, die in ganz Europa verstreut lebt. Über Silvester sind sie beispielsweise gemeinsam nach Warschau gefahren.

Insgesamt zeigen die Interviews, dass die Freundschaften der befragten Männer stark über gemeinsame Aktivitäten strukturiert sind und somit überwiegend als Side-by-Side-Freundschaften gelesen werden können. Dennoch variiert die Freundschaftspraxis je nach Kontext, Lebensphase und Beziehung und reicht von Alltagsinteraktionen über spezifische, teils geschlechtlich codierte Aktivitäten bis hin zu wöchentlichen Treffen oder jährlichen Traditionen. Während insbesondere institutionell gerahmte Praktiken wie Sport regelmäßige Begegnungen erleichtern und Freundschaft stabilisieren, erfordern weniger strukturierte Formen des Kontakts häufig aktive Organisation. Fällt eine gewohnte Praxis weg, kann auch der Kontakt deutlich abnehmen, wie sich etwa bei Jonas oder David zeigt. Zugleich wird deutlich, dass Freundschaft oftmals in Konkurrenz zu anderen Lebensbereichen steht und sich insbesondere im Zusammenspiel mit Paarbeziehungen und zeitlichen Ressourcen verändert. Freundschaft erscheint damit als eine dynamische, kontextabhängige Praxis, die kontinuierlich ausgehandelt und an veränderte Lebensbedingungen angepasst wird.

4.3. Zwischen Nähe und Distanz: Emotionen und Körperlichkeit

Patriarchal mores teach a form of emotional stoicism to men that says they are more manly if they do not feel, but if by chance they should feel and the feelings get hurt, the manly response is to stuff them down, to forget about them, to hope they go away. (hooks, 2004, S.5f.)

Im Anschluss an die Darstellung der Freundschaftspraktiken wird im folgenden Kapitel der Blick auf die Aushandlung von Nähe und Distanz in den Freundschaften der Interviewpartner gerichtet. Dabei wird beschrieben, welche Gesprächsinhalte in den Freundschaften Raum finden und inwiefern persönliche oder emotionale Themen thematisiert werden, sowie ob und unter welchen Bedingungen Gefühle zum Ausdruck kommen. Außerdem wird analysiert, welche Rolle körperliche Nähe und das Verbalisieren von Zuneigung in den Freundschaften spielen und wie auch diese Formen von Intimität durch geschlechtsspezifische Normen strukturiert und situativ ausgehandelt werden.

4.3.1. „Ich mag's gerne, alles allein zu machen“: Über was sprechen Männer (nicht)?

Freundschaften können als emotionale und affektive Beziehungen verstanden werden (vgl. Geyer, 2022). Vor diesem Hintergrund lässt sich das Gespräch als zentrale Säule fürsorglicher Freundschaften begreifen (vgl. Schobin, 2013, S. 187). Dem stimmt auch die Soziologin Eva Illouz (2008) zu, wenn sie konstatiert, dass seit Mitte des 19. Jahrhunderts insbesondere Gespräche über persönliche Themen in Freundschaften als gleichwertig mit Intimität gelten (vgl. S. 132). Männerfreundschaften werden jedoch in westlichen Kontexten oftmals als gekennzeichnet von „a devoid of conversations about personal matters“ (Goedecke, 2018, S. 106) beschrieben. Diesem Spannungsverhältnis möchte ich im Folgenden auf den Grund gehen und beschreiben, inwiefern es in den Erzählungen der Männer über ihre Freundschaften zum Tragen kommt.

In den Freundschaften der von mir interviewten Männer wird von politischen Themen über Sport bis hin zu Familie, Dorfklatsch und Uni „theoretisch schon über alles“ (Felix, Pos. 100) gesprochen. Wenn es jedoch darum geht, mit männlichen Freunden über intimere, emotionale Themen – etwa die eigene Paarbeziehung oder persönliche Gefühlszustände – zu sprechen, berichten einige Interviewpartner von einer Hürde. Insbesondere das eigenständige Ansprechen von Themen wird als große Schwierigkeit empfunden:

Also, ähm, sagen wir mal vor allem irgendwie so Dating oder sowas ist schon sowas, was man jetzt vielleicht nicht selbst anspricht, aber halt automatisch irgendwie gefragt wird. Aber ich weiß nicht, alles andere, was so persönlicher wird, ist... was man jetzt auch nicht so, ich weiß nicht, wie man es sagt, was jetzt nicht so NORMAL ist, anzusprechen, würde ich fast sagen, wird auch nicht so wirklich beredet. (Felix, Pos. 100)

Normale Dinge, so beschreibt Felix auf meine Nachfrage hin, seien beispielsweise „Alltagsprobleme [...] oder was weiß ich, Arbeit ist kacke oder das nervt mich oder so. Ähm. (.) Aber jetzt nicht so... (.) nicht so krass emotionale Sachen würde ich jetzt sagen“ (Pos. 102). Selbst mit seinen zwei engsten Freunden sei es noch nie vorgekommen, dass er ihnen mitgeteilt hat, wenn es ihm schlecht geht, wenngleich er glaubt, er „würde es schon machen“ (ebd.). Entscheidend sei dabei jedoch, „WIE schlecht“ (ebd.) es ihm gehe. Sehr ähnlich beschreibt Jan die Situation mit seinen Freunden:

Also, ich mein, wenn's um das Thema irgendwie geht, so, ähm, Beziehungen, Situationships, die irgendwie aufkommen, dann spricht man da schon drüber. Ähm, aber da auch immer ganz klar hab ich so immer das Gefühl, es kommt auf die Tiefe, wie tief man da reingeht, kommt's immer auch auf die Person drauf an. Ähm, wie tief man darüber spricht mit jemandem. Ähm, weil es auch immer in meinen Augen auf die andere Person drauf ankommt, wie viel Interesse jetzt die da gerade zeigt oder ob ich jetzt daraus meine, also daraus nehme ich jetzt ein Mehrwert mit, wenn ich mir jetzt was von ihm anhöre oder, äh, sei es so. Sondern da würde ich auch tatsächlich sagen, dass es, äh, dass die besseren Ratschläge tatsächlich auch eher von den weiblichen Freunden kommen und, ähm, dass es auch ganz schnell immer bei den männlichen Freunden eher so abgehakt wird, so, was ist passiert? (Pos. 83)

Anders als bei seinen weiblichen Freundinnen, die ihm die besseren Ratschläge geben würden, bemerkt Jan, dass bei seinen männlichen Freunden von selbst kein Nachhaken kommt, wenn er ihnen etwas erzählt. Vielmehr müsse er „den Leuten signalisieren, dass das gerade wichtig ist“ (Pos. 101), damit sie ihm zuhören. Da er und seine Freunde „im Kopf manchmal auch noch so sieben [Jahre alt] sind“ (ebd.), würde es öfter vorkommen, dass diese anstatt eines Gesprächs „so ein bisschen rumtrollen und den anderen noch veräppeln“ (ebd.), obwohl jener den Wunsch nach einem ernsten Gespräch geäußert hat. Dies müsse aktiv unterbrochen werden und erst „dann wird vielleicht eine Beleidigung genannt und dann, dann wird zugehört und dann weiß man, dass es ernst ist und dann, ähm, geht das schon eher“ (Pos. 103).

Emotionales Interesse erscheint hier nicht als Selbstverständlichkeit, sondern als etwas, das aktiv eingefordert werden muss. Die männliche Freundschaft fungiert dabei als Raum des Albernens und erschwert einen Gesprächsmodus, in dem man(n) sich verletzlich zeigen kann. Dass, bevor zugehört wird, oftmals noch eine Beleidigung geäußert wird, um zu zeigen, dass es der Person ernst ist, verdeutlicht, dass emotionale Kommunikation hier nur im Rahmen männlich codierter Verhaltensmuster möglich zu sein scheint.

Wenn er es schafft, ein Gespräch aktiv einzufordern, so Jan, „dann merkst du auch schon, dass da ein bisschen Interesse ist. Aber das auch nur bei meinen zwei Besties tatsächlich“ (Pos. 87). Als Grund, weshalb er sich nur bei diesen beiden Freunden öffnen kann, gibt er an, dass diese „halt alle anderen Stories irgendwie [kennen]. Da gab es vielleicht auch schon mal ein anderes Mädchen, was mir irgendwie über den Weg gelaufen ist, von dem sie halt Bescheid wissen und den Hintergrund wissen“ (Pos. 89). Hier tritt deutlich zu Tage, dass es in Jan Verständnis grundlegend für eine intime Freundschaft ist, dass ihr eine geteilte Biografie und Vergangenheit zugrunde liegt. Freundschaft wird hier eine Art Langzeitarchiv gemeinsamer Erfahrung verstanden, durch die Vertrautheit erst hergestellt werden kann.

Auch Felix bespricht tiefere Themen, unter die er „Dating und Gefühle oder Unzufriedenheiten irgendwie im Leben oder so“ (Pos. 108) fasst, lediglich mit seinen zwei engsten Freunden. Auch hier erfolgen solche Gespräche jedoch „nicht so voll umfänglich“ (ebd.), wenngleich immer noch öfter, als mit anderen Freund*innen, mit denen eine solche Praxis überhaupt nicht stattfindet. Als ich ihn frage, wieso die Hürde so groß ist, sich seinen Freunden in Gesprächen mitzuteilen, antwortet er:

Also ich glaube von meiner Seite zumindest, ich, den anderen fällt's, glaube ich, auch leichter, zumindest so von selbst da drüber zu reden. Ich glaub, von meiner Seite ist es eher so, dass ich das NIE irgendwie gemacht hab. Ich hab nie so den, mal so einen Anfang gehabt. Ähm, und deshalb, ja. [...] Also ich hab, ich hatte es quasi einfach noch nie so, dass ich da groß drüber geredet hab, von mir selbst ausgehend, deshalb glaube ich, dass es halt jetzt einfach immer noch so ist. (Pos. 104ff.)

Da es keine etablierten Strukturen hinsichtlich einer offenen und emotionalen Gesprächskultur gibt, scheint es Felix sehr schwer zu fallen, etwas an seiner eigenen Praxis zu verändern. Zudem sieht er sich grundsätzlich als jemand, „der so viel mit sich selbst ausmacht auch und irgendwie so über Probleme viel einfach selbst nachdenkt und meistens ist dann schon so viel Zeit vergangen, dass irgendwie die Probleme nicht mehr so schlimm sind“ (Pos. 114). Diese Strategie funktioniert für ihn sehr gut, so Felix.

Pope (1993) attribuiert Männern mit einer „trained incapacity to share“ (S. 16). Das damit einhergehende Bild von: Ich mache alles mit mir selbst aus und benötige keine Hilfe von außen, ist laut des Soziologen Todd Migliaccio (2014) ein gängiges Männlichkeitsnarrativ (vgl. S. 135). Viele Männer vermeiden es, Gefühle nach außen zu zeigen oder andere um Hilfe zu bitten, wenn es ihnen schlecht geht. Den Grund dafür sieht die Soziologin Fiona McQueen (2017) in vorherrschenden Männlichkeitsnormen verankert: „Emotional control is part of a successful performance of manliness, which leads to an ability to claim an identity as a member of the privileged gender group“ (S. 208). Wenn Männer sich und ihre Emotionen im Griff haben, werden Bilder von „richtiger“ Männlichkeit vermeintlich aufrechterhalten. Wichtig ist dabei zu erwähnen, dass vergeschlechtlichte Unterschiede hinsichtlich Emotionalität keineswegs biologisch determiniert sind, sondern Grund von geschlechtsspezifischer Sozialisation (vgl. De Boise & Hearn, 2017, S. 781). Auch Felix erkennt den Einfluss seiner eigenen Sozialisation, wenn er äußert, dass er „mit Sicherheit jetzt auch viel extrovertierter in der Hinsicht“ (Pos. 271) wäre, hätte er Freund*innen oder Familienmitglieder gehabt, mit denen er häufiger über dementsprechende Themen gesprochen hätte. Er bezieht sein Geschlecht jedoch in diese Erzählung nicht mit ein.

Neben Felix gaben auch Jan und Luca an, dass sie sich weniger mit ihren Freunden über Probleme austauschen müssten, da es ihnen ja grundsätzlich nicht schlecht gehe. So äußert Jan, er habe

auch einfach viel Glück im Leben, also, mir geht's in der Regel sehr gut, äh, und ich hab auch nicht irgendwie viele Probleme irgendwie mit denen ich struggle [= zu kämpfen habe], mit denen ich mich austauschen muss. Ja, es gibt ganz sicher auch Menschen, die haben einfach mehr Pech, oder, oder, bei denen läuft's vielleicht phasenweise mal nicht so gut. Und die sind vielleicht in der Sekunde mehr auf so klassisch Freundschaften angewiesen sind, als, als ich es dann eine Sekunde bin, und ich bin dann einfach fein mit den Jokes, die über mich gemacht werden, ja. (Pos. 186)

Analog dazu schildert auch Luca, dass er eher selten auf Freund*innen zugehen würde, wenn er einen Rat oder Hilfe brauche, denn er „mag's gerne, alles allein zu machen“ (Pos. 116). Als Begründung nennt er, ähnlich wie Jan, dass es in den letzten drei Jahren „relativ gut“ (Pos. 118) gelaufen sei, es ihm also grundsätzlich nicht schlecht gehen würde. In beiden Aussagen zeigt sich ein Narrativ männlicher Selbstgenügsamkeit. Wenn man(n) keine Probleme hat, gibt es

offensichtlich keinen Grund, sich Freund*innen mitzuteilen. Somit wird die potenziell unmännliche Position einer Bedürftigkeit vermieden oder unsichtbar gemacht und Selbstständigkeit als Kompetenz inszeniert.

Mit der Aussage, andere Menschen bräuchten vermutlich aufgrund individueller Lebensumstände mehr Unterstützung, relativiert Jan seine eigene Situation. Emotionale Unterstützung wird damit nicht als normativer Bestandteil von Freundschaft dargestellt, sondern erscheint als situationsbedingte Ausnahme, die nur in besonderen Fällen nötig wird. Außerdem unterscheidet Jan in seiner Aussage zwischen „klassischen Freundschaften“ (Pos. 186), die seiner Meinung nach offensichtlich Austausch über Probleme beinhalten und seiner eigenen Freundschaftspraxis, die geprägt von Humor und „Jokes“ (Pos. 186) ist, die übereinander gemacht werden. Emotionale Verbundenheit scheint in seinen Freundschaften vielmehr durch Ironie und Humor kommuniziert zu werden, anstatt über Gespräche.

Das Ausbleiben emotionaler Gespräche wird sowohl bei Felix als auch bei Jan und Luca weniger als Einschränkung interpretiert, denn als Ausdruck persönlicher emotionaler Stabilität. Damit wird ein Männlichkeitsideal reproduziert, das emotionale Kontrolle über Verletzlichkeit privilegiert und die Suche nach Unterstützung potenziell als unnötig erscheinen lässt. Trotz dieser Feststellung äußern interessanterweise sowohl Felix als auch Jan am Ende des Interviews ein Bedürfnis, ernstere und tiefere Gespräche mit ihren männlichen Freunden führen zu wollen. Jan wünscht sich für seine Freundschaften weniger Albernheit und „so ein bisschen die Ruhe [...] und jetzt, dass es so vielleicht einfach mal automatisch einfach erkannt wird, okay, jetzt, lass mal über ein ruhiges Thema sprechen, [...] OHNE dass vielleicht alle fünf Sätze n Joke kommt, oder irgendwie sowas“ (Pos. 186). Felix, der oft das Gefühl hat, Themen werden aktuell nur besprochen, wenn er und seine Freunde sich in der gleichen Situation befinden, wünscht sich, dass Gespräche in Zukunft vielleicht auch geführt werden, „wenn nur eine Person drinsteckt“ (Pos. 289). Er könnte aber aktuell bereits eine „krasse Steigerung“ (Pos. 138) beobachten, denn früher hätte er mit niemandem über sich und seine Gefühle gesprochen.

In Davids enger männlicher Freundesgruppe aus der Heimat wurde lange Zeit hauptsächlich über Fußball gesprochen. Jetzt steht vor allem „Dorfklatsch“ (Pos. 85) auf der Gesprächsagenda: Wer baut wo ein Haus, wer „muss den Hof vom Papa übernehmen“ (Pos. 87), wer „führt was für einen Blödsinn auf“ (ebd.) usw. Obwohl alle sechs Männer der Freundesgruppe seit längerer Zeit in Beziehungen sind, wurden dahingehende Themen oder Probleme lange Zeit nicht besprochen. Vor einem Jahr jedoch, so David, hat eine starke Veränderung stattgefunden. Sein ältester Freund äußerte bei einem Besuch in Wien – sie saßen

„zu dritt oder zu viert“ (ebd.) beisammen – dass sie in der Gruppe „voll selten über [ihre] Beziehungen“ (ebd.) sprechen würden. Infolge der Äußerung des Freundes hätte es angefangen,

dass wir drüber reden. Wir machen auch zu sechst als Burschengruppe jedes Jahr einen Urlaub. (..) Da ist es jetzt heuer auch schon viel mehr geworden wie letztes Jahr. Heuer waren wir fünf Tage in Athen, auf einmal ist ZWEI Abende nur um Beziehung gegangen. [...] Das haben wir vorher NIE gehabt.

Interviewerin: Mhm. Glaubst du, weil er das angesprochen hat?

David: Ja, ich glaube. Ich glaube, weil er das angesprochen hat vor einem Jahr, dass jeder ein bisschen mehr drüber nachdenkt. (..) Jetzt sind WIRKLICH alle in einer Beziehung. Jetzt hat man das Gefühl, man kann jeden irgendwie einbinden. Früher war es so manche waren noch in keiner Beziehung. Da war vielleicht so das Gefühl, wenn ich jetzt darüber rede, dann habe ich das Gefühl, vielleicht schließe ich wen aus sogar. Was glaube ich den Personen wurscht gewesen wäre, die was mehr in einer Beziehung waren zu dem Zeitpunkt. (..) Ähm, natürlich wird dann das erste Mal, (...) oder, natürlich, das klingt ein bisschen arg, aber natürlich ist dann, oder, als erstes ist dann irgendwo natürlich das sexuelle Thema angesprochen worden und dann erst das Emotionale. [...] Was auch recht interessant war.

Interviewerin: Ah ja. Auch spannend, dass dann darüber geredet wird, oder?

David: Ja, schon verhalten. Schon verhalten. [...] Nein. Schon, zum Glück, sehr erwachsen und ähm (..) ja, halt einfach normal und nicht irgendwie...

Interviewerin: Dass man sich da jetzt profilieren muss durch irgendwas.

David: Nein, nein, nein, nein, nein. Sogar eher im Gegenteil.

Interviewerin: Dass man Unsicherheiten hat.

David: Eher, dass man Sachen zugibt, wo man unsicher ist. Eher, dass man Sachen zugibt, wo man, wo's vielleicht nicht so funktioniert, oder wo man vielleicht sagt, boah, wie sprichst du das an und keine Ahnung. Eher in die Richtung. Oder eigentlich NUR in die Richtung. Und über DAS ist dann irgendwann das Emotionale dazu gekommen. "Boah, irgendwie hab ich das Gefühl, ich kann meiner Frau, meiner Freundin, das nicht erzählen." "Ich hab irgendwie das Gefühl, wir reden nur über das." "Ich hab irgendwie das Gefühl, mich langweilts mit dem und dem." DARÜBER ist das dann bisschen entstanden. Seitdem geht das auch. (...) und es ist jetzt nicht so, dass wir uns treffen und dann: "Und wie gehts bei dir mit der Beziehung. [...]" Das nicht. Aber es wird, wenn es wer ausspricht, dann wird auch ehrlich darüber geredet. (Pos. 93-107)

Der Interviewausschnitt verdeutlicht einen Wandel in der Gesprächskultur der männlichen Freundesgruppe. Lange Zeit beschränkten sich Gespräche vor allem auf unverfängliche Themen. Erst als es einer der Männer explizit anspricht, entsteht ein Reflexionsmoment innerhalb der Gruppe. Interessant ist, dass die Gespräche der Männer oftmals zunächst über Sexualität eröffnet werden, bevor emotionale Aspekte zur Sprache kommen. Dennoch wird über Sex nur verhalten und auf eine „sehr erwachsene“ Art und Weise gesprochen. David betont, dass derartige Gespräche nicht im Sinne eines stereotyp männlichen Prahlers über sexuelle Erfahrungen stattfinden würden. Vielmehr beschreibt er, dass Dinge zugegeben werden, bei denen man sich unsicher ist oder Situationen angesprochen werden, „wo's vielleicht nicht so funktioniert“.

Anstatt sich als Mann zu profilieren, wird Verletzlichkeit teilweise zugelassen und Unsicherheit artikuliert. Hier wird mit Verhaltensmustern hegemonialer Männlichkeit gebrochen und eine Gesprächspraxis etabliert, die sich vielmehr mit Caring Masculinities in Verbindung bringen lässt. Dennoch bleibt diese Gesprächspraxis situativ verankert. David stellt klar, dass solche Gespräche trotz des Impulses seines Freundes kein fester Bestandteil von Treffen geworden sind, sondern meist erst entstehen, wenn ein Gruppenmitglied ein entsprechendes Thema aktiv anspricht. Hier zeigt sich eine deutliche Analogie zu den Erfahrungen von Jan und Felix, wenn diese erzählen, dass ernstere oder tiefere Gespräche in ihren Freundschaften oft aktiv eingefordert werden müssen.

Jonas bespricht die meisten intimeren Themen ausschließlich mit seiner Freundin, da er mit ihr so „close“ (Pos. 222) sei wie mit keiner anderen Person. Als zentralen Grund nennt er, dass Gespräche mit ihr in einer „judgement-free-zone“ (ebd.) stattfinden. Forschungen konnten bereits zeigen, dass viele Männer die Paarbeziehung als einen „sicheren“ Raum erleben, in dem Verletzlichkeit eher zugelassen werden kann, während sie in Interaktionen mit anderen Männern unter anderem befürchten, dass ihre Männlichkeit in Frage gestellt wird (vgl. Ferrara & Vergara, 2024, S. 393). Gleichzeitig erkennt Jonas, dass ein stärkerer Austausch mit Freund*innen der Beziehung möglicherweise gutgetan hätte, eine solche Praxis komme jedoch „eher wenig“ (Pos. 230) vor. Er formuliert dabei jedoch eine Grenze: Beziehungsthemen möchte er nur ungern mit anderen teilen, da er darin auch intime Aspekte aus dem Leben seiner Partnerin preisgeben würde.

Intimität erscheint bei Jonas als exklusiver Bestandteil der Paarbeziehung – ein für Männer nicht untypisches Deutungsmuster. Emotionale Offenheit und Unterstützung wird bei Männern – anders als bei Frauen – weniger in Freundschaften, sondern primär innerhalb der Paarbeziehung verortet. Damit geht jedoch eine strukturelle Verschiebung von emotionaler Arbeit einher: Die Partnerin wird zur zentralen Bezugsperson für emotionale Unterstützung. Ferrara und Vergara (2025) beschreiben dies als „core dynamic“ (S. 395) des bereits erwähnten Konzepts des „Mankeepings“. Die Psychologin Iris Wahrung (2024) stellte in einer Studie heraus, dass Männer stark davon profitieren könnten, würden sie häufiger mit „non-romantic relationship partners“ (o. S.) kommunizieren – eine Praxis, die jedoch selten etabliert ist.

Darüber hinaus verweist Jonas auf strukturelle Bedingungen, die emotionale Gespräche mit Freund*innen erschweren. Da er inzwischen seltener ausgehe und kaum telefoniere, fehlten ihm zunehmend die Gelegenheiten für tiefere Gespräche. Solche seien früher eher im Kontext des Fortgehens entstanden: „Dann sitzt man halt mal irgendwo in einer Bar mit wem

beieinander und dann kommt's halt raus und dann hat das halt Platz“ (Pos. 244), erzählt er. Emotionale Kommunikation erscheint hier an spezifische soziale Settings gebunden, die mit veränderten Lebensumständen seltener werden.

Einen davon differenzierten Ansatz verfolgt Leon. Er tut sich selbst in neuen Freundschaften leicht, auf eine tiefere Gesprächsebene zu gelangen, da er „nicht so ein Problem mit Oversharing“ (Pos. 215), also dem offenen Preisgeben intimer, persönlicher Details, habe. Er erzählt, er

verstehe es, wenn andere sich da nicht wohlfühlen. Ich habe irgendwann mal einfach umgedacht und mir gedacht, sehr allgemein gesagt, kommt natürlich voll drauf an. Aber generell, was ich halt, ähm, was ich halt nicht als etwas Empfindliches behandle, macht mich dann auch nicht empfindlich. Also wenn ich halt mit bestimmten Themen relativ früh, also vielleicht sogar beim ersten Gespräch bei irgendeiner Party mit jemandem drüber rede, ähm, irgendwelche einschneidenden, unangenehme Ereignisse in meinem Leben oder sowas, dann macht mich das gar nicht verletzlich. Weil ich das sowieso nicht als etwas behandle, was mich verletzlich macht. (Pos. 215)

Leon beschreibt hier eine Gesprächspraxis, bei der Verletzlichkeit nicht vermieden, sondern aktiv umgedeutet wird. Verletzlichkeit zu zeigen, indem er sich in Gesprächen mit Freund*innen öffnet, bedeutet für ihn vielmehr einen Gewinn als einen Verlust von Stärke, da er den intimen Themen durch das offene Ansprechen ihre verletzende Wirkung entzieht. Damit beschreibt er eine Männlichkeit, die sich von hegemonialen Männlichkeitsanforderungen wie emotionaler Kontrolle und Distanz abgrenzt und Verletzlichkeit nicht als Bedrohung für die männliche Identität wahrnimmt. Aus der Perspektive der Caring Masculinities lässt sich Leons Haltung somit als Versuch verstehen, emotionale Offenheit und Verbundenheit als legitimen Bestandteil männlicher Identität zu etablieren und Verletzlichkeit nicht als Schwäche, sondern als Ressource für empathische soziale Beziehungen zu begreifen.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Gespräche in den Freundschaften der befragten Männer zwar grundsätzlich ein zentrales Element darstellen, ihre Funktion und Tiefe jedoch stark variieren. Während alltägliche Themen und humorvolle Interaktionen einen selbstverständlichen Bestandteil männlicher Freundschaftspraxis bilden, bleibt der Austausch über emotionale und intime Inhalte häufig begrenzt oder muss aktiv eingefordert werden. Dieses Muster verweist auf wirkmächtige Normen hegemonialer Männlichkeit, in denen emotionale Kontrolle und Distanz als erstrebenswerte Eigenschaften gelten und das Artikulieren von Verletzlichkeit erschweren. Gleichzeitig wird deutlich, dass diese Normen nicht statisch sind. In einzelnen Kontexten – beispielsweise durch explizite Impulse innerhalb der Gruppe wie bei David oder durch individuelle Haltungen wie bei Leon – können sich Räume für offenere und reflexive Gesprächsformen eröffnen.

4.3.2. „Man hat sich das abgewöhnt als Mann“: Weinen als „unmännlicher“ Gefühlsausdruck?

Während das Sprechen über persönliche Probleme oder Beziehungsthemen bereits eine Form emotionaler Öffnung darstellt, geht das sichtbare Zeigen von Gefühlen – etwa durch Weinen – noch einen Schritt weiter. Wer jedoch welche Gefühle fühlen und ausdrücken darf, ist nicht egalitär verfasst, sondern sozial differenziert und normiert. „Gefühle [...] sind nicht geschlechtsneutral“, konstatiert die Kulturwissenschaftlerin Ute Frevert (2010, S. 309). Gerade das Weinen gilt in vielen gesellschaftlichen Kontexten weiterhin als „unmasculine emotion“ (de Boise & Hearn, 2017, S. 787), als eine Praxis, die stark mit Weiblichkeit assoziiert und innerhalb hegemonialer Männlichkeitsnormen eher abgewertet oder vermieden wird. McQueen (2017) beschreibt diese Form hegemonialer Männlichkeit, die Stärke und emotionale Kontrolle auf- und Verletzlichkeit abwertet, mit dem „boys don’t cry discourse“ (S. 206).

Vor diesem Hintergrund erschien es mir aufschlussreich, zu untersuchen, ob und unter welchen Bedingungen Männer in ihren Freundschaften emotionale Verletzlichkeit im Sinne eines *doing emotion* zeigen. Denn wie die Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer (2016) mit Bezug auf die Performativitätstheorie sowie Bourdieu’s Habituskonzept betont: Wir haben Gefühle nicht einfach, sondern *tun* sie (vgl. S. 23f.). Ich frage alle sechs Männer, ob sie sich an Situationen erinnern können, in denen sie oder Freund*innen voreinander geweint haben. Fast keiner der sechs Männer konnte sich an eine solche Situation erinnern. Nur Felix erzählt, dass erst kürzlich ein guter Freund vor ihm „aus dem Nichts“ (Pos. 195) angefangen habe, zu weinen, weil er Liebeskummer hatte. Alle Männer berichten von einer Art „Wein-Blockade“ (Leon, Pos. 244), die einige von ihnen auf einschneidende Erlebnisse in der Kindheit und Schulzeit zurückführen. Jonas erzählt, dass es ihm grundsätzlich sehr schwerfalle zu weinen, auch in Bezug auf sich selbst. Wenn er in der Vergangenheit geweint habe, dann nur in einem Zustand starker Alkoholisierung, den er als „Punkt des Blackout-Drunk-Werdens“ (Pos. 286ff.) beschreibt. Seine Freundin würde oft vor ihm weinen, andersherum passiere so etwas jedoch vielleicht einmal im Jahr.

Aber, es hat sich ein BISSL geändert. (..) Es war lang wirklich GAR nicht. Das war irgendwie, genau, es war irgendwann in der Hauptschule, hat's diese, war das so ein GANZ ein peinliches Erlebnis mit Weinen in der Klasse, und das hat irgendwie irgendwas zugemacht bei mir. Und... seitdem (..) hat's es dann eben, wars dann immer nur, wenn ich voll betrunken war, und jetzt in den letzten Jahren hat's sich's so ein BISSL auf... bin ich so ein bissl aufgetaut vielleicht, in der Beziehung auch ein bissl, dass ich das...also in der Beziehung, in der Beziehung öfter, I guess, ja. (Pos. 294)

Der Gefühlsausdruck des Weinens wird bei Jonas fast ausschließlich mit einem Zustand überaus starker Alkoholisierung verbunden und dadurch als etwas dargestellt, das lediglich

unter Bedingungen stattfindet, in denen emotionale Kontrolle aufgehoben ist. Die generelle Schwierigkeit zu weinen resultiert laut Jonas aus einem peinlichen Erlebnis in der Schulzeit. Seine Formulierung bleibt dabei jedoch vage. Im Nachhinein hätte ich an dieser Stelle gerne genauer nachgehakt, verzichtete im Interview jedoch darauf, um Jonas nicht zu nahe zu treten oder eine mögliche Grenze zu überschreiten. Eine gewisse Veränderung fand zwar in den letzten Jahren statt, insbesondere durch den Einfluss seiner Beziehung, jedoch scheint das Erlebnis in der Schulzeit immer noch in Form von Scham nachzuwirken und einen offeneren Umgang mit Gefühlen der Verletzlichkeit zu verhindern.

Ein ähnliches Muster beschreibt auch David. Auf die Frage, ob er sich an Situationen erinnern kann, in denen er oder Freund*innen voreinander geweint haben, antwortet er:

Nur wenn RICHTIG viel Alk [= Alkohol] im Spiel ist. Nur wenn ich RICHTIG viel (unverständlich, vielleicht trinke). Nur wenn wer RICHTIG angesoffen ist. Sonst nicht. Das kommt vor. (..) Aber selten. Also, das letzte Mal, glaube ich, heuer im Urlaub, im Burschen-Urlaub (...). Vor der Wien-Runde, glaube ich, nur ich vor meinem besten Spezl. Oder halt, wir zwei voreinander. Da kann es passieren, auch selten. Aber vor der Dorfgruppe, vor der Wien-Gruppe sonst eigentlich auch nicht, wüsste ich auch nicht. Und sonst bei der Dorfgruppe halt wirklich nur, wenn RICHTIG viel gesoffen worden ist.

Interviewerin: Im Urlaub?

David: Äh, ja, aber da reden wir wirklich von so, boah, zwei am Nachmittag, wobei man 36 Stunden vorher schon durchgezogen hat [auf Alkohol bezogen]. Und... Also... (schnäuzt sich).

Interviewerin: Und wird dann, glaubst du, einfach, weil man so alkoholisiert ist [geweint], oder weil es dann wirklich auch ernste Themen sind?

David: (hustet) Schon, weil es auch ernste Themen sind, aber schon auch Hauptgrund viel Alk. Glaub ich, also, (räuspert sich), ist die, die Annahme.

Interviewerin: Ja. Würdest du dir wünschen, dass es anders ist, oder ist es halt einfach so? Oder würdest du dich selber eh nicht als sehr emotionalen Menschen beschreiben?

David: Ich glaub, ich bin sehr emotional, ähm, oder sehr, ich glaub, ich bin emotional, ähm, aber ich glaub, ich bin jetzt nicht der größte Wein-Typ. (...) Keine Ahnung. Ähm... (Pos. 139-143)

Sowohl bei Jonas als auch bei David tritt Weinen vor Freund*innen nahezu ausschließlich im Zusammenhang mit starkem Alkoholkonsum auf. Außerhalb dieses Kontextes geschieht es bei David selten und, wenn überhaupt, ausschließlich in einem Zweierkontext mit seinem „besten Spezl“. „Unmännliche“ Emotionen können in bestimmten Settings „socially accepted“ (de Boise & Hearn, 2017, S. 787) werden, wie beispielsweise im Fußball-Stadion oder eben auch in Zusammenhang mit Alkohol. Außerhalb solcher Situationen gilt es jedoch, Emotionen eher zu kontrollieren, um eine „successful performance of manliness“ (McQueen, 2017, S. 208) zu ermöglichen. Dass Männer nur in bestimmten Kontexten weinen „dürfen“, hängt laut McQueen (2017) eng mit dem von der Soziologin Arlie Russell Hochschild (1979) geprägten Begriff der „feeling rules“ (S. 572) zusammen. Diese fungieren als eine Art Richtlinie, die reguliert, was eine Person in einer bestimmten Situation fühlen darf oder was möglicherweise nicht

angemessen ist und sind zudem stark vergeschlechtlicht. Weinen kann vor diesem Hintergrund als Gefühlsausdruck betrachtet werden, der den feeling rules traditioneller Männlichkeit in den meisten Situationen nicht entspricht.

Als Kind hätte er sehr viel geweint, so David. Er sei dafür immer aufs Klo gerannt, woraufhin seine Mutter sofort gewusst habe: „David geht weinen“ (Pos. 148). Diese Schilderung deutet darauf hin, dass sich David bereits als Kind zum Weinen an einen Ort zurückzog, an dem er seine Emotionen unbeobachtet ausdrücken konnte. Während seine Eltern ihm nicht im übertriebenen Maße vermittelt hätten, dass er nicht weinen soll, sondern meistens eher relativierend auf sein Weinen reagierten, („so schlimm ist das halt nicht“, ebd.), beschreibt David in seinem Freundeskreis deutlich härtere Sanktionen: So hätten einige Freunde aus der Dorfgruppe durchaus „eine kassiert“ (ebd.), wenn sie weinten. David bewertet die Reaktion seiner Eltern heute vor dem Hintergrund dessen, was er bei seinen Freunden beobachtete, vergleichsweise als milde. Dennoch lässt sich vermuten, dass selbst ein: „so schlimm ist das halt nicht“, einen Einfluss auf Kinder nehmen und dazu führen kann, dass Gefühle der Verletzlichkeit unterdrückt werden.

In der Pubertät – einer Phase, in der das homosoziale Umfeld großen Einfluss auf die männliche Identitätsbildung hat – hörte David schließlich auf mit dem Weinen (vgl. Meuser, 2008a, S. 36). Ob dies an seiner Kindheit oder männlichen Sozialisation lag, weiß er nicht, sondern sagt nur lachend an mich gerichtet: „Wie viel das das Kind prägt, keine Ahnung. (.) Gender Studies“ (Pos. 148). Anstelle einer eigenen Reflexion überlässt er die Deutung seiner Erzählung mir als Forscherin und adressiert mich damit implizit als Expertin für derartige Angelegenheiten.

David bezeichnet sich heute zwar als sehr emotional, grenzt sich jedoch gleichzeitig davon ab, ein „Wein-Typ“ (Pos. 143) zu sein. Emotionen werden bei ihm auf eine andere Art und Weise katalysiert. In Momenten, in denen „wer anders dann vielleicht weinen würde, ... schreie [er] halt“ (Pos. 145), erzählt David. Gefühle werden hier eher auf eine aggressive als auf eine verletzliche Weise ausgedrückt und deuten auf ein Verhalten hin, das von hegemonialer Männlichkeit und einem männlichen Habitus geprägt ist. Nicht nur er selbst, sondern seine ganze Freundesgruppe sei nicht sehr weinaffin, erzählt David weiter. Emotionale Zustände würden stattdessen meist „einfach durch...Facial Expression“ (ebd.), also durch bestimmte Gesichtsausdrücke gezeigt und damit eher nonverbal und indirekt signalisiert werden. Gleichzeitig berichtet David, dass es „bei dem ein oder anderen [Freund] halt ab und zu eben in Gewalt“ (ebd.) ausarten würde. Auf mein alarmiertes Nachfragen hin erklärt er jedoch beschwichtigend: „Es passiert keinem was. Nur manchen Wänden passiert halt was. Aber da

ist es auch schon... Also wenn es SO weit ist, ist auch schon sehr viel Alk im Spiel. Und da reden wir auch von einmal im Jahr oder so“ (Pos. 145).

Diese Schilderung verdeutlicht, dass Jungen und Männern durch die Aneignung eines männlichen Habitus oftmals das Zulassen von Gefühlen jenseits von Wut und Aggression verlernen (vgl. Büchner, 2025, S. 153). Emotion wird in einem alkoholisierten Zustand zwar nicht gegen Personen gerichtet, aber anstatt diese zu verbalisieren, in aggressiver Form gegen Objekte kanalisiert. Solche Situationen relativiert David jedoch unmittelbar, indem er betont, dass dabei meist eine große Menge Alkohol im Spiel sei und solche Vorfälle höchstens einmal im Jahr vorkämen.

Ähnlich wie David erzählt auch Luca, man hätte „sich das [Weinen] irgendwie abgewöhnt als Mann“ (Pos. 172). Er weiß nicht mehr genau, wann es mit dem Weinen aufhörte, vermutet jedoch „seit dem Kindergarten. Oder Schule“ (Pos. 178). Vor seiner Freundin passiere es schon, dass er weint, vor Freund*innen wäre dies aber höchstens als Teenager „ab und zu mal“ (Pos. 164) geschehen. Als ich ihn frage, woran das seiner Meinung nach liegt, antwortet Luca, Weinen sei für Männer „‘ne Art soziales Tabu“ (Pos. 170). Daran zeigt sich, dass er das Problem als gesellschaftlich versteht und als Normverletzung betrachtet, die innerhalb männlicher Rollenerwartungen mit Sanktionen verbunden ist. Seine Eltern hätten ihm zwar als Kind nicht gesagt, dass er nicht weinen soll, aber von Betreuungspersonen im Kindergarten oder auch von anderen Kindern hätte er solche Aussagen durchaus zu hören bekommen. „Das war dann sehr, immer sehr mädchenhaft zu weinen“ (Pos. 182), berichtet er.

Wie bereits erörtert, definiert sich Männlichkeit in hohem Maß über eine Abgrenzung zu Weiblichkeit. Um nicht als Mädchen zu gelten und aus der männlichen Peergroup ausgeschlossen zu werden, gewöhnte Luca sich das Weinen ab. Die männliche Sozialisation wirkt bis heute nach und wird von Luca auch als etwas Negatives empfunden, das er gerne verändern würde: „Es ist schon ein bisschen blöd“ (Pos. 184), sagt er. Gleichzeitig relativiert er diese Einschränkung, indem er betont, er komme „ganz gut damit klar“ (ebd.), dass er seine Emotionen nur selten zeigen kann. Diese Aussage erinnert an ähnliche Passagen aus Kapitel 4.3.1., in denen einige Interviewpartner betonen, ihnen gehe es grundsätzlich gut und sie hätten daher keinen Bedarf, über Probleme zu sprechen.

Auch in Bezug auf den Ausdruck von Gefühlen relativiert Luca seine eigene Betroffenheit. Zwar erkennt er die Einschränkungen männlicher Sozialisation an, positioniert sich jedoch gleichzeitig als jemand, der persönlich nicht stark unter den damit einhergehenden Normen leidet. Zudem grenzt er sich von anderen Männern ab, bei denen er sich vorstellen kann, dass

unterdrückte Emotionen „woanders münde[n]. [...] In Aggressionen“ (Pos. 186). Problematische Effekte männlicher Emotionskontrolle werden zwar anerkannt, aber bei anderen Männern verortet. Luca präsentiert sich damit implizit als reflektierter oder weniger stark von den negativen Auswirkungen einer solchen Praxis betroffener Mann.

Jan würde nicht sagen, dass er nie weint. Als beispielsweise sein Opa gestorben ist, war es

kein Problem, da anzufangen zu weinen vor äh, vor den Freunden... Oder vor dem einen Freund, mit dem ich mich da getroffen hatte. Aber ist jetzt, also, auch selten, wenn das passiert. Aber ich glaub, das hängt dann nicht damit zusammen, dass man, also, man kann, ich kann schon ausdrücken, wenn ich traurig bin. (..) Aber dann ist halt dieser Punkt, dass dann halt jetzt nicht unbedingt ne Träne deswegen verdrückt wird, sondern dass das halt, äh, klassisches Männerding irgendwie, dass da halt seltener geweint wird vielleicht. (Pos. 113)

Die Aussage verdeutlicht, dass emotionale Gefühlsausdrücke innerhalb männlicher Freundschaften nicht grundsätzlich ausgeschlossen sind, jedoch nur unter bestimmten Bedingungen stattfinden. Die Trauer um den Tod eines nahestehenden Menschen erscheint hier beispielsweise als Situation, bei der es die feeling rules Männern erlauben, vor ihren Freund*innen zu weinen. Außerhalb dieses legitimen Rahmens bleibt das Weinen jedoch ein eher selten praktizierter Gefühlsausdruck.

Interessanterweise unterscheidet Jan in seiner Aussage zwischen dem Ausdruck von Traurigkeit und dem tatsächlichen Weinen. Während er betont, durchaus zeigen zu können, wenn er traurig sei, bedeute dies nicht zwangsläufig, zu weinen. Dies sei jedoch nicht darauf zurückzuführen, „dass [er] das Gefühl hat, [er] könnt’s nicht“ (Pos. 115). Das Problem verortet er – wenn auch vage – weniger bei sich selbst als vielmehr in traditionellen Männlichkeitsnormen, die den Ausdruck von Gefühlen regulieren. Indem er seine eigene Praxis als „klassisches Männerding“ bezeichnet, zeigt er ein Bewusstsein für geschlechtsspezifische Anforderungen, positioniert sich jedoch gleichzeitig selbst innerhalb dieser Norm. Obwohl sein Vater selbst vor ihm geweint habe und er damit aufgewachsen sei, dass es völlig in Ordnung ist, „Gefühle raus[zulassen“ (ebd.), scheint Weinen in seinen Freundschaften keine etablierte Praxis zu sein.

Auch Leon hat „generell immer Schwierigkeiten gehabt, irgendwie zu weinen“ (Pos. 244). Sobald er das Gefühl hatte, Tränen bahnen sich an, sorgte eine „Weinblockade“ (ebd.) dafür, dass diese sofort wieder weg waren. Er beschreibt sich dahingehend als sehr verkopft. Weinen wird hier nicht aktiv unterdrückt, sondern scheint für Leon als Reaktion gar nicht mehr zugänglich zu sein. Emotionale Kontrolle erscheint dadurch weniger als bewusste Entscheidung, sondern als bereits internalisierte Praxis. Indem er sich als „verkopft“ beschreibt, verweist er darauf, dass emotionale Prozesse stark rationalisiert werden.

Ähnlich wie bei Jonas beschränkt sich diese Gefühlsregulierung nicht nur auf soziale Situationen mit Freund*innen, sondern zeigt sich auch im Umgang mit sich selbst. „Also, das ist gar nicht mal nur vor wem anderen so oft. Auch wenn ich einfach, ähm, ey, klassisch so im Bett bin und bin so, ich würd grad gern weinen. Dann geht's auch einfach automatisch wieder zurück“ (Pos. 246), beschreibt Leon. Oftmals tue er sich mit dem Weinen sogar leichter, wenn er mit Freund*innen zusammen ist und beispielsweise in den Arm genommen wird. Das Trösten von Freund*innen kann demnach eine Situation schaffen, in der Gefühlsausdrücke eher möglich werden. Wenn er es von sich aus schaffe, so Leon, könne er bei allen Freund*innen aus der größeren Gruppe weinen und beschreibt dies als Praxis, die er sich „gönn[e]“, wenn er emotional am richtigen Punkt ist:

Weil ich mir denk, wenn ich so weit emotional bin, dann gönne ich mir das jetzt auch...Sozusagen. Und, natürlich kann ich mich dann vielleicht weniger verstanden oder unterstützt fühlen in dem Moment. Oder ich merke, okay, die Person kann leichter damit umgehen und andere vielleicht weniger leicht. Aber, ja, hätte ich jetzt. Also, auf jeden Fall hab ich genug Leute, wo ich weiß, da könnte ich das, wenn ich von mir aus kann, sozusagen. (Pos. 248)

Weinen als Gefühlsausdruck erscheint hier als bewusst zugelassene Praxis, als aktive Entscheidung gegen emotionale Zurückhaltung und als Art der Selbstfürsorge, die Leon sich erlaubt, wenn er von sich selbst aus kann. Damit bricht er mit hegemonialen Männlichkeitsanforderungen, die emotionale Kontrolle über Verletzlichkeit privilegieren. Obwohl einzelne Freund*innen unterschiedlich gut mit solchen Situationen umgehen können, scheinen in Leons Freundeskreis grundsätzlich ein Vertrauensverhältnis sowie Fürsorgepraktiken zu bestehen, die emotionalen Ausdruck ermöglichen. Die von Leon beschriebene Freundschaftspraxis zeichnet ein Bild von Freundschaft als unterstützende, relationale Beziehung und lässt sich mit Vorstellungen von Caring Masculinities in Verbindung bringen.

In allen sechs Gesprächen wird deutlich, dass Weinen – ebenso wie das Teilen intimer Gefühle im freundschaftlichen Gespräch – im Kontext männlicher Freundschaften eine seltene und stark kontextgebundene Praxis darstellt. Der Ausdruck von Verletzlichkeit unterliegt vergeschlechtlichten feeling rules, die Weinen in den meisten Situationen als unpassend markieren und stattdessen emotionale Kontrolle als Kernaspekt hegemonialer Männlichkeit privilegieren. Entsprechend tritt Weinen häufig nur in legitimierten Ausnahmekontexten auf, wie im Zusammenhang mit starkem Alkoholkonsum oder Ereignissen wie Trauer.

Die Erzählungen verweisen zudem auf früh erlernte Formen der Emotionsregulation, die bis ins Erwachsenenalter fortwirken und dazu beitragen, dass Gefühle eher indirekt oder in alternativen Ausdrucksformen wie Wut artikuliert werden. Gleichzeitig zeigen sich auch

Brüche mit hegemonialen Männlichkeitsnormen, die in dyadischen Settings oder in besonders vertrauensvollen Beziehungen entstehen können. Einzelne Positionen – wie etwa bei Leon – zeigen Ansätze eines Verständnisses von Freundschaft, das emotionale Unterstützung und Verletzlichkeit stärker zulässt.

4.3.3. „Man umarmt sich halt zur Begrüßung und zur Verabschiedung“: Formen körperlicher Nähe

Körperkontakt ist eine der ursprünglichsten Formen sozialer Kommunikation (vgl. Argyle, 1992, S. 267). Berührungen wie Streicheln, Umarmen oder Küssen sind dabei Formen des Körperkontakts, die in engem Zusammenhang mit kulturellen Normen stehen und – mit Bourdieu gesprochen – fest im Habitus verankert sind. Dabei werden insbesondere kulturell konstruierte Geschlechternormen wirkmächtig. Wer welche Art des Körperkontakts, welche Berührungen ausüben darf, ist eng an Geschlecht geknüpft und klar geregelt. Der Körperkontakt zwischen befreundeten Männern kann dabei als geschlechtlich geprägtes Handlungsfeld begriffen werden, innerhalb dessen Männlichkeit hergestellt wird (vgl. Anderson et al., 2012, S. 422). Im Folgenden möchte ich darstellen, welche Konstruktionen von Männlichkeit in Bezug auf körperliche Nähe in den Gesprächen mit meinen Interviewpartnern zum Tragen kommen.

Formen körperlicher Nähe beschränken sich bei fast allen Interviewpartnern auf Umarmungen im Rahmen von Begrüßungs- und Verabschiedungsritualen. Andere Gesten der Nähe, wie Berührungen, Händchenhalten, Kuscheln oder Küsschen, die spontan entstehen, werden von fast keinem der Männer regelmäßig und gerne praktiziert. Im Kontext von Begrüßung und Verabschiedung wird die kurzzeitige körperliche Nähe jedoch als selbstverständlich angesehen: „Man umarmt sich halt zur Begrüßung und zur Verabschiedung“, erklärt David (Pos. 163). Auch Jonas verdeutlicht diese Selbstverständlichkeit, wenn er erzählt, dass sich zur Begrüßung „natürlich“ (Pos. 300) umarmt wird.

Jan konstatiert, dass er diese Form der Begrüßung gerne mag, wenn er sagt: „Ja, nö, Umarmen tue ich schon gerne eigentlich“ (Jan, Pos. 59). Er könne jedoch nicht pauschal sagen, dass er alle seine männlichen Freunde umarme. Manchmal sei es auch nur ein schneller Handschlag. Als ich ihn frage, wie er seine weiblichen Freundinnen begrüßt, heißt es: „Da ist nur Umarmung natürlich ... da gäbe es, glaube ich, Handshake [...] wäre ultra komisch“ (Pos. 63). Neben Jan erzählt auch Luca, dass er Frauen grundsätzlich mit einer Umarmung begrüßen würde. Bei Männern hingegen wird in der Form der Begrüßung und Verabschiedung unterschieden: „Die Leute, die ich gut kenne, will ich eher umarmen [...] und bei Männern, die ich nicht so gut kenne...Händeschütteln“ (Luca, Pos. 196).

Die Beschreibungen der beiden Männer verdeutlichen, dass Begrüßungsrituale oft klar vergeschlechtlicht sind. Während bei männlichen Freunden situativ zwischen Umarmung und „schnellem Handschlag“ unterschieden wird, erscheint die Umarmung gegenüber weiblichen Freundinnen als „natürlich“ und alternativlos. Der Handschlag wird in diesem Kontext sogar als „ultra komisch“ markiert. Laut dem Verhaltensforscher Desmond Morris (1977) ist der Händedruck der häufigste Körperkontakt zwischen Männern, da er in der westlichen Kultur am wenigsten erotisch besetzt ist (vgl. S. 127). Die geschilderte Differenz in der Form der Begrüßung verweist darauf, dass körperliche Nähe hier normativ geregelt ist: Heterosoziale Umarmungen gelten als selbstverständlich und unproblematisch, während homosoziale Nähe situativ ausgehandelt werden muss. Zugleich wird der Handschlag als männlich codierte, distanzierte Begrüßungsform erkennbar, die im Verhältnis zu Frauen irritierend wirkt.

Abseits von Begrüßung und Verabschiedungsumarmungen erzählen die meisten meiner Interviewpartnern nur von wenigen Momenten, in denen man(n) sich körperlich nah ist. Wünsche nach einer dahingehenden Veränderung werden von fast keinem der Männer geäußert. „Wegen mir passt das so auch“ (Pos. 138), sagt Felix. „Also ich spür jetzt auch nicht irgendwie das Bedürfnis, das ich das bräuchte“ (ebd.). Dem schließt sich auch David an. Körperliche Nähe würde ihm „nichts geben“ (Pos. 165) und ihm auch „nicht näher irgendwie einen Bezug [zu einer Person] geben, oder so“ (ebd.). Wenn einer seiner männlicher Freunde Lust hätte, beispielsweise Händchen zu halten, wäre es ihm „wurscht“ (ebd.), aber da weder er selbst noch einer seiner Freunde Dinge wie diese machen würde, käme es eben auch nicht vor.

Jonas erzählt, dass es in seinen Freundschaften „schon auch oft innige Umarmungen“ (Pos. 310) gebe, davon abgesehen finde jedoch wenig Körperkontakt statt, obwohl er sich „das immer mehr gewünscht“ (Pos. 300) hätte. Er äußert diesen Wunsch jedoch insbesondere in Bezug auf seine weiblichen Freundinnen. Hier hätte er jedoch oft das Gefühl gehabt, das Vorhandensein von mehr körperlicher Nähe wäre übergriffig gewesen – nicht zuletzt, weil „sexuelles Interesse vielleicht zu einem gewissen Grad da war“ (Pos. 302). Laut Blatterer (2016) empfinden heterosexuelle Männer häufiger Attraktivität zu ihren weiblichen Freundinnen als andersherum, unabhängig von deren jeweiligen Beziehungsstatus (vgl. S. 71). Sexualität wird dabei oftmals als Bedrohung für Freundschaften gesehen, weil ihre Inkludierung die Beziehung in den Bereich einer romantischen Paarbeziehung verschieben würde (vgl. ebd.). Anschließend dazu konstatiert David, dass körperliche Nähe nicht nur in Männerfreundschaften, sondern auch in seinen Freundschaften zu Frauen keine Rolle spielt. „Körperliche Nähe ist halt...so meine Partnerin“ (Pos.171), äußert er. Sie ist die einzige, der Intimität vorbehalten ist und würde

„wahrscheinlich bissl blöd dreinschauen“ (Pos. 165), wenn David mit einer weiblichen Freundin Händchenhalten würde.

Körperliche Nähe zu anderen Frauen wird sofort als Gefahr für die eigene Beziehung betrachtet, weil jede Art von Intimität, sei es auch nur händchenhaltend durch die Fußgängerzone zu laufen, automatisch mit sexuellem Interesse gleichgesetzt wird. „In cross-sex interactions sexual attraction is normative“, erklärt Blatterer (2016, S. 70). Körperliche Nähe in Freundschaften kann meist nicht als eigenständige Form von Nähe existieren, sondern wird automatisch als Vorstufe oder Indikator romantisch-sexueller Begehrensstrukturen betrachtet. Lewis (1978) beschreibt dies als „difficulty or inability to distinguish between the sensual and the sexual“ (S. 112). Dass Freundschaft und Sexualität voneinander getrennt sein müssen, verdeutlicht ein eher enges und traditionelles Verständnis von Freundschaft. Legt man ihr eine freiere Definition zugrunde, kann Freundschaft durchaus Sexualität und Erotik beinhalten (vgl. Blatterer, 2016, S. 71). Ein solches Verständnis wird jedoch von keinem der Interviewpartner geäußert.

Ähnlich wie David verortet auch Jan körperliche Nähe „nur bei Family oder wenn ich ne Freundin hatte“ (Pos. 123). Als ich ihn frage, ob er denke, er sei einfach nicht der Typ dafür, antwortet er:

Boah, doch, ich glaub ich mag das schon, kuscheln und sowas, aber dann eher so zu Personen, die ich wirklich auch irgendwie liebe. Also wo, wo, so genau, wo Nähe irgendwie was mit, mit Liebe zu tun hat. Also, ich lieb meine Freunde auch auf eine Art und Weise, ge, aber ich mein so, ähm, ganz andere Liebe halt. (ebd.)

Die Schilderung von Jan zeigt erneut, dass mit unterschiedlichen Beziehungsformen unterschiedliche Formen von Intimität verbunden werden, die wiederum in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Ähnlich wie bei David wird hier körperliche Nähe und Intimität als Praxis verstanden, die rein partnerschaftlichen Beziehungen oder der Familie vorbehalten ist, bei der sexuelles Interesse von vornherein ausgeschlossen ist. Interessanterweise unterscheidet Jan in seiner Aussage zwischen der Liebe, die er für seine Freund*innen empfindet und einer romantischen Liebe, die er als „ganz andere Liebe“ betitelt. Diese erscheint als Ort, an dem körperliche Nähe selbstverständlich eine Rolle spielt, während freundschaftliche Liebe zwar vorhanden ist, aber hinsichtlich körperlicher Nähe begrenzt bleibt.

Entgegen vieler Wissenschaftler*innen, die in den letzten Jahrzehnten eine Pluralisierung von Lebensweisen und damit einhergehend eine Destabilisierung von romantischen Liebes- und Familienbeziehungen konstatieren, wird in dieser Aussage deutlich, dass diese Entwicklung bei Jan nicht zu beobachten ist (vgl. Kruppa, 2013; Roseneil & Budgeon, 2005). Hier wird die

heterosexuelle Paarbeziehung deutlich über freundschaftliche Beziehungen gestellt und fungiert dabei als Ort „wirklicher“ Liebe und legitimer Intimität. Zugleich zeigt sich eine Ambivalenz in Jan vorsichtiger Formulierung, denn männliche Freundesliebe wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen, sondern diskursiv von jener Form von Liebe abgegrenzt, die mit körperlicher Intimität verknüpft wird.

Legitim erscheint körperliche Nähe bei zwei Interviewpartnern in einem Rahmen, den ich als „Joke-Kontext“ (Spaß-Kontext) bezeichnen möchte. Dieser wiederum ist eng verbunden mit dem Konzept der „homohysteria“ (Anderson & Cormack, 2015) – also der Angst, als schwul wahrgenommen zu werden – sowie einem zweiten Akteur: Alkohol. Jonas erzählt, dass körperliche Intimität in seinen Freundschaften zu Männern eigentlich keine Rolle spielt, es jedoch in seiner Vergangenheit häufiger vorkam, „dass man mal geschmust hat mit Männern oder sowas“ (Pos. 304). Dies wäre jedoch „immer so...lustig“ (Pos. 306) gewesen „und IMMER bumm zua“ (ebd.), also in einem sehr betrunkenen Zustand passiert. Die Erzählung von Jonas zeigt, dass körperliche Intimität mit anderen Männern zwar möglich ist, jedoch meist nur im Joke-Kontext und in Zusammenhang mit einer große Menge Alkohol stattfindet.

Die Soziologen Anderson et al. (2012) beschreiben Alkohol als wichtiges Mittel für homosoziales Bonding (vgl. S. 427). Situationen, in denen Alkohol im Spiel ist, schaffen ein Setting, in dem der Körperkontakt zwischen Männern Teil der hegemonialen Norm sein kann. Alkohol fungiert dabei als Ventil, das es den Betrunkenen ermöglicht, gesellschaftliche Normen für einen kurzen Moment über Bord zu werfen und körperliche Nähe zuzulassen. Denn dem Alkohol kann schließlich die „Schuld“ der Grenzüberschreitung gegeben werden. Sowohl der „Joke-Kontext“ als auch der Alkoholkonsum markieren die Situation als nicht ernst, nicht romantisch, nicht sexuell und nicht identitätsrelevant. Körperliche Nähe bleibt im Modus des Spiels verhaftet und wird performativ als Ausnahme gekennzeichnet. Vor dem Hintergrund der „homohysteria“ kann Alkohol als Schutzschild gelesen werden, der Intimität erlaubt, diese aber zugleich heterosexuell absichert, da sie ironisch und lustig bleibt. Ein Gefühl von „oh, wir haben uns jetzt Nähe geschenkt“ (Pos. 306), wäre bei Aktionen wie diesen jedoch nicht zurückgeblieben, erzählt Jonas. Dies verdeutlicht, dass physische Nähe zwar stattfand, jedoch nicht dazu beitrug, eine nachhaltige tiefere Verbindung entstehen zu lassen.

Abseits des spaßhaften Schmusens im sehr betrunkenen Zustand, so Jonas, hätte körperliche Nähe bislang nur in seiner Jugend eine Rolle gespielt, und zwar, wenn sich dabei über schwule Männer lustig gemacht wurde: „Wenn dann war’s [körperliche Nähe] halt so, äh, äh... in diesem, so, seit...wann war das mit 18, 19 oder sowas, dieses so, hahaha, schwul (lacht)“ (Pos.

304). Ähnlich wie beim Schmusen im Alkoholkontext wird Nähe nicht als Ausdruck von Verbundenheit praktiziert, sondern als ironisches, lustiges Spiel. Berührungen dienen hier nicht der Intimität, sondern vielmehr der performativen Absicherung der eigenen Heterosexualität durch die abwertende Bezugnahme auf Homosexualität mit dem Wort „schwul“.

Körperliche Nähe zwischen Männern wird im „Joke-Kontext“ selbstverständlich akzeptiert und praktiziert. „Humor is a common tool to masculinize interactions“ erklärt Migliaccio (2014, S. 134). Ein weiteres Beispiel dafür findet sich auch in Jan Erzählung, der auf die Frage, ob körperliche Nähe eine Rolle in seinen Freundschaften spielt, folgendermaßen antwortet:

Ähm, ich kuschle nicht. Ja. Äh, sowas, sowas passiert eigentlich nicht. Ähm, Nähe findet dann statt, wenn du mal, ähm, wenn du dir mal trotzdem irgendwie in den Arm fällst, also keine Ahnung, so, ähm,

Interviewerin: Fußball?

Jan: Fußball, ja, beispielsweise sowas. Aber ich mein, auch, du läufst zusammen und der eine macht den Arm um den anderen, das passiert schon. Aber jetzt nicht so, dass wir irgendwie, ähm //Interviewerin: Händchen halten.// Händchen haltend durchs, durchs, äh, das ist dann eher auf Joke-Basis tatsächlich, wo der eine dann die Hand vom anderen nimmt und dann gucken wir, wie lange, wie lange wir es aushalten, bis der eine sich wegcringt. //Interviewerin: Ja.// Was ja überhaupt kein Problem ist, ähm, und, ähm, wo halt vielleicht auch Nähe da ist, wo viele Berührungen kommen, ist, wenn, ähm, der eine schläft und die anderen zwei springen auf den drauf. Einfach im Urlaub oder sowas. (Pos. 119-122)

Jan erklärt zunächst, dass Nähe zwischen ihm und seinen männlichen Freunden nur stattfindet, wenn sie sich trotzdem irgendwie in den Arm fallen, beispielsweise beim Fußballspielen. Mir fällt das kleine Wörtchen „trotzdem“ ins Auge und ich frage mich, ob Jan damit implizit hegemoniale Männlichkeitsnormen anspricht, die die Nähe zwischen Männern eigentlich verunmöglicht. Somit erscheint das Sich-in-den-Arm-Fallen als Handlung, die für ihn eigentlich eine Ausnahme bildet. Die gesamte Interviewpassage verdeutlicht, dass körperliche Nähe zwischen Männern zwar nicht ausgeschlossen ist, jedoch an spezifische Kontexte und Rahmungen geknüpft bleibt.

Berührungen finden primär im Rahmen sportlicher Aktivitäten oder spielerisch, ironischer Situationen statt und werden damit in Settings verlagert, die körperlichen Kontakt als funktional oder humorvoll legitimieren. „Joking relationships provide men with an implicit form of expressing affection“, erklärt der Männlichkeitsforscher Scott Swain (1989, S. 83). Besonders aufschlussreich ist die Beschreibung des „Händchenhaltens auf Joke-Basis“, bei dem die Beteiligten austesten, „wie lange [sie] es aushalten, bis der eine sich wegcringt“. „Cringe“ (aus dem Englischen für „zusammenzucken“ oder „erschauern“) wird verwendet, um das Gefühl von Unbehagen oder Peinlichkeit auszudrücken. Die Praxis des Händchenhaltens ist stark

verknüpft mit einer romantischen Paarbeziehung und stellt im Vergleich zum Sich-in-den-Arm-Fallen oder spielerischem Raufen eine weiche Geste dar.

In Jan Erzählung wird Nähe bewusst inszeniert, zugleich jedoch durch Ironisierung sowie Unbehagen kontrolliert. Händchenhalten ist als Handlung normativ aufgeladen und muss „ausgehalten“ werden, bis es einer Person so unangenehm wird, dass die Aktion abgebrochen werden muss. Die potenzielle Intimität wird als nicht ernst gemeint markiert und als eine Art Mutprobe auf ihre „Gefährlichkeit“ hin überprüft. Damit beinhaltet die von Jan geschilderte Situation implizit eine homohysterische Dimension, da die Nähe nur stattfinden darf, solange sie als ironische Grenzüberschreitung zur Homosexualität markiert bleibt. In der Logik eines *doing masculinity* lässt sich dies als regulierte Grenzverschiebung verstehen: Die Normen hegemonialer Männlichkeit werden situativ irritiert, aber durch Humor und Distanzierung zugleich stabilisiert.

Während das „Händchenhalten auf Joke-Basis“ als ironische Grenzerprobung gelesen werden kann, verweist das von Jan beschriebene „aufeinander Draufspringen“ im Urlaub auf eine andere Form der Regulierung männlicher Nähe. Körper kommen einander zwar sehr nahe, jedoch in einer dynamischen und spielerischen Weise, die weniger Zärtlichkeit als vielmehr Aktion, Lautstärke und körperliche Präsenz betont. Intimität wird nicht ruhig oder wechselseitig praktiziert, sondern in Bewegung und Überwältigung übersetzt. Laut Morris (1977) findet Zuneigung zwischen Männern oftmals in Form von spielerisch-aggressiven Gesten Ausdruck (vgl. S. 145ff.). Spaßhaftes Raufen und Herumalbern fungiert dabei als kulturell akzeptierter Rahmen, in dem männliche Freunde sich körperlich nah sein können, da Nähe hier maskulin codiert und von romantisch konnotierten Bedeutungen entkoppelt wird.

Besonders interessant ist, dass die von Jan beschriebene Form körperlicher Nähe während des Schlafens geschieht – einer Situation, die grundsätzlich Verletzlichkeit impliziert. Diese Vulnerabilität wird jedoch nicht durch fürsorgliche Zuwendung beantwortet, sondern durch aggressive und wilde körperliche Intervention. Nähe erscheint somit möglich, jedoch nur in einer Form, die hegemoniale Männlichkeitsnormen nicht unterläuft, sondern durch Humor und körperliche Aktivität stabilisiert. Dass Jan ausgerechnet diese körperlichen und spielerischen Situationen als Momente der Nähe mit seinen Freunden beschreibt, legt nahe, dass Nähe hier eher nicht über Zärtlichkeit oder Intimität definiert wird, sondern vielmehr über geteilte Körperlichkeit, Humor und Gruppenerlebnisse im Modus des Spiels.

Anders stellt sich die Situation bei Leon dar. Körperliche Nähe spielt in seinen Freundschaften „auf jeden Fall“ (Pos. 282) eine Rolle und ist mitunter ein Grund, weshalb er sich in

Freundschaften mit Frauen wohler fühlt als in reinen Männerrunden, die er eher meidet. Körperliche Nähe, so Leons Empfinden, würde bei Frauen leichter gehandhabt und nicht nur angenommen werden:

Also nicht nur im Sinne von, ähm, das gibt's, sondern so, das ist was Schönes, was ich auch annehmen kann. Und ich merke auch einfach, ähm, bei mehr, also bei FreundEN mehr, nicht allen, aber trotzdem bei manchen einfach so, okay, die würden jetzt nicht einfach so dich länger umarmen können, wenn es jetzt nicht das Thema oder die Situation ist. (Pos. 282)

Im Unterschied zu den anderen Interviewpartnern bewertet Leon körperliche Nähe ausdrücklich positiv und beschreibt sie als bedeutsamen Bestandteil seiner Freundschaften. Nähe erscheint für ihn nicht lediglich als situativ erlaubte Praxis, sondern als „etwas Schönes“, das er annehmen könne. Zugleich erkennt er eine geschlechtliche Differenz: Während körperliche Intimität in Freundschaften mit Frauen als selbstverständlich und emotional zugänglich erlebt wird, nimmt er bei männlichen Freunden eine Hemmung wahr, längere Umarmungen ohne spezifischen Anlass zuzulassen. Mit seinen weiblichen Freundinnen dagegen wäre „man auch mal irgendwie eingehakt oder so. Das ist einfach nett“ (Pos. 288). Körperliche Intimität bleibt in homosozialen Beziehungen oft kontextgebunden, weshalb Leon diese vorrangig in heterosoziale Beziehungen verlagert, in denen körperliche Intimität weniger stark normativ reguliert ist.

Er erzählt jedoch auch von einem männlichen Freund, der „gerne Nähe [zeigt] und auch sehr gut, sowohl verbale als auch körperliche [Nähe] entgegennehmen und geben [kann]“ (Leon, Pos. 288). Zu geschlechtsspezifischen Unterschieden bezüglich körperlicher Nähe nimmt Leon eine ambivalente Haltung ein, wenn er sagt:

Es muss nicht jeder das Gleiche mögen. Und es ist ja auch, ich meine, ich kenne halt die, die Behaftung von: Männer können das nicht, vielleicht wollen es auch manche einfach nicht, weil es gibt ja auch Frauen, die das nicht mögen. Also, muss ja auch nicht immer ein Ding sein von Männer können nicht Liebe zeigen. [...] Sicher generell mehr, denke ich mir, aber manche wollen es auch einfach vielleicht nicht. (Pos. 284)

Einerseits distanziert sich Leon hier explizit von der pauschalen Annahme, „Männer könnten das nicht“, und verweist darauf, dass auch Frauen körperliche Nähe nicht zwangsläufig mögen würden. Er führt geschlechtsspezifischen Unterschiede, die er innerhalb seiner Freundschaften selbst wahrnimmt, zunächst auf individuelle Charaktereigenschaften und Vorlieben zurück. Dennoch relativiert er diese Perspektive unmittelbar, wenn er einräumt, dass es „generell mehr“ Hemmungen bei Männern gebe, Liebe zu zeigen und lässt damit auf ein Bewusstsein für vergeschlechtlichte Strukturen schließen, durch die Männlichkeit normativ reguliert ist.

Zusammenfassend zeigt sich: Körperliche Nähe ist in den Freundschaften der Interviewpartner ebenso wie das Sprechen über Gefühle und der sichtbare Ausdruck von Emotionen stark

normiert und geschlechtlich codiert. Während Umarmungen als ritualisierte Form der Begrüßung und Verabschiedung bei allen sechs Männern etabliert sind, bleiben darüberhinausgehende Formen körperlicher Intimität selten und an spezifische Kontexte gebunden. Insbesondere in homosozialen Beziehungen wird Nähe fast ausschließlich im Modus von Sport, Alkohol, Humor oder spielerischer Ironie zugelassen. Körperliche Nähe wird bei fast allen Männern in den Kontext der romantischen Paarbeziehung ausgelagert, der als einzig „legitimer“ Raum für Intimität erscheint. Gleichzeitig machen einzelne Erzählungen – wie beispielsweise die von Leon – deutlich, dass alternative Formen eines offeneren und positiveren Umgangs mit körperlicher Nähe durchaus existieren, jedoch innerhalb männlicher Freundschaftspraktiken eher die Ausnahme darstellen. Insgesamt wird körperliche Nähe so zu einem zentralen Aushandlungsfeld von Männlichkeit, in dem sowohl Zugehörigkeit als auch Abgrenzung und normative Erwartungen sichtbar werden.

4.3.4. „Diggi, das war grad sehr wichtig“: Zuneigung verbalisieren

Nähe kann klarerweise nicht nur körperlich ausgedrückt und aufgebaut werden, sondern auch über verbale Kommunikation. Zu einer „emotional intimacy“ zählen beispielsweise „declarations of liking or loving the other“ (Lewis, 1978, S. 108). Für viele Männer stellen verbale Zuneigungsbekundungen jedoch eine große Schwierigkeit dar (vgl. ebd., S. 110). Das Feld der „emotional intimacy“ ist innerhalb Freundschaften stark mit geschlechtsspezifischen Erwartungen aufgeladen.

Ich frage einige meiner Interviewpartner, ob sie ihren Freund*innen manchmal verbalisieren, dass sie sie gernhaben oder es ihnen mitteilen, wenn sie beispielsweise ein Treffen als schön empfunden haben. Jan erzählt, dass so etwas in seinen Freundschaften nicht wirklich vorkommt, höchstens,

wenn man mal telefoniert hat oder sowas [...] sagt man so „Diggi, das war grad sehr wichtig“, oder wenn irgendwas, dass du das dann nochmal schreibst. Aber so nach einem Treffen...da wird vielleicht ein Tag später Bilder reingeschickt, so „war voll der Abriss“ oder sowas. (Pos. 67)

Nähe wird hier situativ hergestellt. Wenn ein Gespräch sehr wichtig war, wird dies anerkannt und die emotionale Bedeutung benannt – jedoch gerahmt durch die männlich konnotierte Anredeform „Diggi“. Diese fungiert als kumpelhafter Code und als heterosexuelle Absicherung, indem sie emotionale Ernsthaftigkeit erlaubt, ohne dabei jedoch pathetisch oder romantisch zu wirken. Auch die Aussage „war voll der Abriss“ verschiebt die Ebene. Anstatt die Beziehung oder die Person direkt zu adressieren – beispielsweise durch ein: „Schön, dich gesehen zu haben“ – wird das gemeinsame Erlebnis bewertet, das durch das Wort „Abriss“ wild und energetisch wirkt. Emotionale Intimität wird hier eher in eine männlich codierte Semantik

übersetzt und sprachlich auf eine Art und Weise gerahmt, die mit etablierten Männlichkeitsnormen kompatibel bleibt.

David erzählt, dass er am Telefon oder nach Treffen mit seinen Freunden in größeren Runden zum Abschied häufig ein „hab dich lieb, bussi baba“ (Pos. 173) anhängt. Dies sei mittlerweile fast zu einer Standardfloskel von ihm geworden, die er entweder bei Familienmitgliedern oder den „engsten fünf, acht Spezln“ (Pos. 179) verwenden würde. Am Telefon würde dieser Ausdruck der Zuneigung von seinen männlichen Freunden jedoch nicht erwidert werden. Nur bei gemeinsamen Treffen in der größeren Runde käme ein „ja, ja, ich dich auch, tschau“ (Pos. 175) zurück. Dass die Erwidierung in der größeren Runde zurückkommt, deutet darauf hin, dass diese öffentliche Situation Sicherheit schafft. Am Telefon dagegen, einem intimeren und dyadischen Raum, bleibt eine Erwidierung aus, möglicherweise, weil sie dort persönlicher und deshalb normverletzender wäre. David jedoch äußert, dass ihn diese Asymmetrie in den Freundschaftsbeziehungen nicht stört, denn es „ist halt so“ (Pos. 181). Er akzeptiert damit bestehende Regulationsmuster männlicher Emotionalität, ohne jedoch seine eigene Praxis dahingehend zu verändern oder anzupassen und zeigt dadurch eine Form caring-orientierter Männlichkeit, die Zuneigung in den eigenen Habitus integriert.

Auch Leon versucht, „seit so, ich sag mal, einem halben Jahr“ (Pos. 292), seinen Freund*innen öfter zu schreiben und zu sagen, dass er sie gerne hat. Ähnlich wie bei David könnten dabei jedoch vor allem einige seiner männlichen Freunde nicht so gut mit „Wörtern, die Nähe bedeuten“ (Pos. 282) umgehen, wie „ich hab dich lieb und solche Sachen“ (ebd.). Als Erwidierung würde ihm von einigen Männern anstatt eines „ich dich auch“ eher ein: „yeah, same, haha“ (ebd.) entgegengebracht werden. Nähe wird hier zwar nicht verweigert, die Reaktion wirkt jedoch durch das Lachen ironisch und deshalb eher distanziert.

Also, es gibt ja eh auch diesen, weiß nicht, dieses Meme halt so von „Männer können halt nur ich hab dich lieb oder was Nettes sagen, wenn ein Bro dahinter dran ist“. So ein implizites No homo. Also so, das, das nehme ich auf jeden Fall auch noch manchmal wahr, aber auch nicht bei allen.
(Leon, Pos. 284)

Männer würden zwar enge Freundschaften führen, so Pope (1993), jedoch Wörter wie „‘love‘ or ‚caring‘“ (S. 8) eher nicht verwenden, weil die Angst, als homosexuell zu gelten, sie davon abhält. Das von Leon beschriebene Meme – ein Textfragment, das sich in Sozialen Medien verbreitet – wonach Männer Zuneigung nur äußern könnten, wenn „ein Bro dahinter dran ist“, verdeutlicht diese These. „Bro“ fungiert als ein – von Leon selbst als „implizites No homo“ bezeichnetes – Absicherungssignal und damit als heteronormativer Marker, der emotionale Nähe erlaubt, sie jedoch gleichzeitig eindeutig im Rahmen nicht-sexueller, heterosexueller Männlichkeit verortet.

Die Äußerung von Leon zeigt exemplarisch, wie Männer Nähe praktizieren können, ohne die symbolische Grenze zur potenziell als homosexuell lesbaren Beziehung zu überschreiten. Zugleich macht er deutlich, dass ein solches Verhalten nicht bei allen seiner Freunde auftritt und wenn doch, er dies nicht schlimm findet. Er möchte Phrasen, die emotionale Nähe ausdrücken, wie „ich hab dich lieb“, trotz möglicher Irritationen öfter sagen und schreiben, weil er sich denkt:

Warum eigentlich nicht? So, wenn die andere Person es vielleicht grad nicht zurückgeben oder nicht aktiv annehmen kann, ist ja auch okay. Ich will jetzt niemanden uncomfortable [= in eine unangenehme Situation bringen] damit machen. Aber ich hab schon das Gefühl, zu den Leuten, zu denen ich das sag, die freuen sich schon insgeheim drüber. Auch wenn sie jetzt nicht das Zurücksagen oder ein "same" oder ein Herz [Emoji] schreiben oder sowas, anstatt es explizit zu sagen. Aber ich denk mir, warum nicht? Das tut im Endeffekt glaub ich doch mehr gut, als es in dem Moment dann vielleicht überfordernd ist. (Pos. 294f.)

Auch Dinge zu schreiben, wie: Das hat mir jetzt gutgetan oder danke für's Zeit nehmen, empfindet Leon „einfach [als] was Schönes zu sagen und was Schönes zu hören“ (Pos. 296). Er möchte Dinge, „die halt implizit sind, einfach expliziter machen“ (Pos. 298). Die Freundschafts- und Männlichkeitspraxis, die er hier beschreibt, kann hier mit Caring Masculinities in Verbindung gebracht werden. Nähe wird nicht als Risiko oder Bedrohung für Männlichkeit, sondern vielmehr als wertvolle relationale Ressource für Beziehungsgestaltung betrachtet. Damit verschiebt Leon den normativen Rahmen männlicher Emotionalität in Richtung Fürsorge und aktiver Pflege von Verbundenheit. Männlichkeit definiert sich hier nicht über Distanz oder Abgrenzung, sondern vielmehr über Zugewandtheit und Care.

Als ich Luca frage, ob es abseits von körperlicher Nähe, die laut ihm in seinen Freundschaften keine Rolle spielt, Momente gibt, in denen er sich mit seinen Freund*innen nahe fühlt, sagt er: „Ja, definitiv. Also immer wieder über lange Diskussionen oder wenn man halt merkt, okay, wenn die Person anfängt, über die Probleme zu erzählen. Und nicht nur über das, was gut läuft. Oder einen nach Rat fragt oder sowas“ (Pos. 198). Er beschreibt Nähe hier primär als Ergebnis verbaler Intimität und emotionaler Öffnung. Diese Beschreibung deutet auf eine Männlichkeit hin, die sich nicht ausschließlich über gemeinsame Aktivität oder Humor stabilisiert, sondern auch über kommunikative Verbundenheit und geteilte Verletzlichkeit.

Die Erzählungen der Interviewpartner zeigen, dass verbale Zuneigungsbekundungen zwar praktiziert werden, jedoch häufig ironisiert oder situativ gerahmt sind. Gleichzeitig wird bei David und Leon deutlich, dass einzelne Akteure diese Grenzen aktiv verschieben, indem sie emotionale Nähe explizit und bewusst artikulieren. Hier lassen sich fürsorglichere Formen von Männlichkeit erkennen, die mit Caring Masculinities in Verbindung gebracht werden können.

5. Männliche Selbstverständnisse

In diesem zweiten Analysekapitel wird dargestellt, wie die Interviewpartner über Männlichkeit sprechen und über welche Einflüsse sich ihr Selbstverständnis als Mann konstituiert. Das erste Kapitel beleuchtet, wie die Interviewpartner Männlichkeit beschreiben, welche normativen Vorstellungen sie dabei erkennen und inwiefern sie sich zu diesen positionieren. Im darauffolgenden Kapitel wird dargestellt, inwiefern familiäre Prägungen, insbesondere die elterliche Rollenverteilung sowie Erfahrungen im sozialen Umfeld, die Männlichkeitsvorstellungen der Interviewpartner beeinflussen. Das dritte Kapitel analysiert, wie die Interviewpartner gegenwärtige gesellschaftliche Anforderungen an Männlichkeit wahrnehmen und sich dazu in Beziehung setzen.

5.1. „Und... ja, also ich würde sagen, ich fühle mich relativ unberührt von diesen klischeehaften Geschlechterbildern“: Abgrenzungen und Reflexionen von Männlichkeit

Über Männlichkeit zu sprechen, fiel einigen der befragten Männer nicht leicht und löste teilweise Unsicherheiten aus. Dies wird beispielsweise bei David deutlich, wenn er sagt, er habe „so Angst gehabt“ (Pos. 189), dass ich ihn nach seinem Verständnis von Männlichkeit fragen könnte und habe sich bereits auf dem Weg zum Interview gedacht: „Boah, was ist, wenn sie diese Frage stellt“ (ebd.). Um den Einstieg in das Thema zu erleichtern, fragte ich die Männer zunächst, ob sie ein Gefühl dazu hätten, was es aktuell in unserer Gesellschaft bedeutet, männlich zu sein bzw. männlich sozialisiert worden zu sein. Erst im Anschluss daran versuchte ich, auf eine persönlichere Ebene überzugehen, indem ich fragte, welche Bedeutung dieses gesellschaftliche Männerbild für sie selbst hat und wie sie sich dazu positionieren.

Es stellte sich heraus, dass die Männer seltener konkret benannten, was Männlichkeit für sie bedeutet oder welche gesellschaftlichen Vorstellungen sie beobachten. Stattdessen beschrieben sie vor allem, was Männlichkeit ihrer Meinung nach *nicht* sein sollte und von welchen Männlichkeitsbildern sie sich bewusst abgrenzen möchten. Alle Gesprächspartner verstehen sich selbst als Männer, die Geschlechtergerechtigkeit befürworten und sich bewusst von einem traditionellen oder, wie sie es oft nennen, „klassischen“ Männlichkeitsbild abwenden. So erklärt etwa Felix:

Hm (nachdenkend). Ich glaube, ich persönlich würde schon sagen, dass ich das sehr NICHT traditionell sehe quasi. Ähm, dass ich jetzt nicht finde, dass man so quasi diese, man muss stark sein und man muss hart sein und ähm, auch irgendwie was so mit Arbeit und Karriere zu tun hat, dass man, also, ich bin gar nicht irgendwie so der Ansicht, dass das Mann und Frau irgendwie unterscheiden sollte. (...) Ähm, deshalb. Es ist schwer zu sagen. [...] Ähm. Aber ich glaube, es wird schon oft auch noch so zu traditionell gesehen, (..) das Männerbild. (Pos. 255ff.)

Ein „klassischer“ Mann wird von vielen der Interviewpartner mit physischer und emotionaler Stärke, Erwerbsarbeit sowie der Rolle als Versorger und Beschützer assoziiert. Auch wenn entsprechende wissenschaftliche Konzepte wie hegemoniale Männlichkeit von keinem der Interviewten explizit benannt werden, lassen sich ihre Beschreibungen klar in diese Richtung einordnen. Dieses Männlichkeitsbild lehnen die meisten Interviewpartner deutlich ab und geben an, dass sie sich davon nicht oder kaum beeinflusst fühlen.

Felix beschreibt sich beispielsweise als „relativ unberührt von so diesen klischeehaften Geschlechterbildern“ (Pos. 261). David bezeichnet ein solches Männlichkeitsbild als „massiv scheiße“ (Pos. 195) und äußert, er wolle eigentlich gar kein Männlichkeitsbild haben, da er damit die Zuweisung geschlechtsspezifischer Rollen verbinde. In den letzten drei bis vier Jahren habe er jedoch über dieses Thema „nie wirklich wieder [...] nachgedacht“ (Pos. 213). Ein wünschenswertes Verständnis von Männlichkeit würde für ihn maximal mehr Reflexion und mehr Selbstwahrnehmung umfassen. „Das wäre so das Einzige“ (ebd.).

Eine intensivere Auseinandersetzung mit der eigenen Männlichkeit zeigen insbesondere Jonas und Leon. Jonas berichtet, er habe im Rahmen seines Studiums bereits eine Tagung zu Männlichkeit besucht und beobachtet, dass das „klassische“ Männerbild gesellschaftlich weiterhin dominant sei. Alles, was davon abweiche sei „halt dann irgendwie unmännlich oder feminin und das ist dann was Schlechtes“ (Pos. 326). Damit beschreibt er, ohne entsprechende Fachbegriffe zu verwenden, zentrale Mechanismen hegemonialer Männlichkeit, die sich sowohl über die Abgrenzung zu anderen, „unmännlichen“ Männern sowie zu Frauen konstituiert. Er beobachtet, dass sich das Spektrum an Männlichkeiten zwar erweitert,

es wird sich aber trotzdem noch an diesem Bild gemessen und es wird sich gegen dieses Bild gestellt. Es ist noch nicht so, dass man jetzt wirklich sagt, okay, man hat alternativere Männlichkeiten [...], sondern es ist trotzdem ein, okay, dann muss ich mich aber bewusst von diesem männlichen Archetypen sage ich jetzt mal, abgrenzen. (Pos. 334)

Hier wird mit Begrifflichkeiten wie „alternative Männlichkeiten“ oder „männlichen Archetypen“ argumentiert, was darauf hindeutet, dass sich Jonas bereits auf theoretischer Ebene mit Männlichkeit auseinandergesetzt hat. Er analysiert, dass das klassisch hegemoniale Männlichkeitsbild nach wie vor als gesellschaftliche Norm fungiert. An diesem werde sich orientiert oder es müsse sich aktiv davon abgegrenzt werden. Davon könne er auch sich selbst nicht ausnehmen und ist damit – neben Leon – der Einzige, der den Einfluss von Männlichkeitsnormen auf das eigene Selbstverständnis im Gespräch explizit reflektiert:

Ich hab das [ein „klassisches“ Männlichkeitsbild] immer schon abgelehnt zu einem gewissen Grad... [...] Also ich hab mich nie als klassisch männlich gesehen, aber ich, trotzdem auch wenn ich das rational abgelehnt hab IMMER, war immer und ist auch zu einem gewissen Grad immer noch dieser Teil in mir, der was so sein möchte und was zu einem gewissen Grad nach diesem strebt,

nach dieser gesellschaftlichen, klassischen Anerkennung. Dieses, okay, und jetzt irgendwie, aber wie, wie wär's, wenn man jetzt irgendwie muskulös wäre und wie wär's, wenn man der STOISCHE Mann im Raum ist, der was sich durch nichts umwerfen lässt und sowas. Und dann wär ich so stark und bin so, wow. Ähm, das kann ich nicht verleugnen, dass das zu einem gewissen Grad einfach da ist. Ähm, auch wenn es, auf der anderen Seite wieder überhaupt nicht da ist und ich mir einfach denk, das ist komplett ein Blödsinn. Und, äh, tut mir auch nicht gut. (Pos. 330)

Es wird deutlich, wie groß der Druck auf Männer ist, gesellschaftliche Anerkennung durch die Konformität mit hegemonialen Männlichkeitsanforderungen zu erlangen. Obwohl er dem klassischen Männlichkeitsideal nie entsprechen wollte, beschreibt Jonas, dass ein Teil von ihm dennoch danach strebt, als „richtiger“ Mann wahrgenommen zu werden. Zugleich äußert er den Wunsch, dass stärker anerkannt werde, wie sehr Männer selbst unter diesen Anforderungen leiden, auch wenn ihm bewusst ist, dass Männer gleichzeitig „viel Schaden in unserer Gesellschaft“ (Pos. 345) verursachen. Da es ihm häufig schwerfalle, mit anderen Männern über diese Themen zu sprechen, habe ihm insbesondere die Teilnahme an einer Tagung mit einem Männlichkeitsexperten geholfen, entsprechende Strukturen zu erkennen und sich in seinen Unsicherheiten verstanden zu fühlen.

Neben Jonas beschreibt auch Leon, dass er sich in den letzten Jahren intensiver mit Männlichkeit auseinandergesetzt habe. Sowohl Männlichkeit als auch Weiblichkeit sollten seiner Meinung nach „nicht unbedingt [als] EIN Spektrum“ (Pos. 354) gedacht werden. Damit deutet er an, dass Männlichkeiten im Plural zu verstehen sind – eine Perspektive, die sich mit Erkenntnissen der kritischen Männlichkeitsforschung deckt. Gleichzeitig betont er, dass er eigentlich unabhängig von Geschlechterkategorien versuche, „ein guter Mensch zu sein“ (ebd.). Dennoch sieht er bestimmte Verantwortlichkeiten, die Männer in besonderer Weise betreffen, beispielsweise

solche Themen wie, und ich sage jetzt irgendwas so halt, wechsel halt die Straßenseite am Abend, wenn du mit einer Frau auf derselben Straßenseite gehst, da würde ich mir als Frau wahrscheinlich weniger Gedanken machen, denke ich, ich weiß es nicht, aber als Typ würde ich halt dann eher mal schnell die Straßenseite wechseln. Oder im Fitnessstudio ist das was, wo ich viel drauf achte, dass ich halt, wenn ich auf einem Gerät oder in einem Bereich direkt neben einer Frau bin, dass ich eher mit dem Rücken zu ihr stehe. (Pos. 354)

Neben einem achtsamen Verhalten gegenüber weiblich gelesenen Personen spricht Leon weitere Themen an, mit denen sich Männer aktiv auseinandersetzen sollten, etwa Ego, Lautstärke und körperliche Kraft. Dabei betont er, dass beispielsweise Lachen nicht automatisch bedeutet, dass eine Situation als lustig empfunden wird, sondern auch eine Bewältigungsstrategie sein kann, wenn das Verhalten des Gegenübers als unangenehm erlebt wird.

Hier wird deutlich, dass bereits eine Sensibilisierung für bestimmte Problemlagen stattgefunden hat und Leon seine eigene Männlichkeit sowie deren Einfluss reflektiert. Die Verwendung das

„wir“ (in Bezug auf Männer) zeigt zudem, dass er sich selbst nicht aus der Verantwortung nimmt, sondern sich als Teil dieser Auseinandersetzung versteht. An früherer Stelle reflektiert er, dass auch er selbst bereits „Probleme mit Ego gehabt“ (Pos. 358) habe und betont, dass vor allem der Umgang damit entscheidend sei: „Auch wenn ich jetzt besser damit umgehen kann, wird das in Momenten wieder hochkommen. Und dann geht es nicht um frustriert sein, weil das ist noch da, sondern um einen Umgang in dem Moment (ebd.)“.

Anstatt negative, internalisierte Aspekte von Männlichkeit und die damit verbundenen Emotionen zu verdrängen, wird hier ein reflexiver Umgang angestrebt, durch den Strukturen bewusst gemacht werden. Die Aussage verdeutlicht zudem, wie wichtig es gerade für Männer ist, nicht zu hart zu sich selbst zu sein – ein Aspekt, der Leon nicht nur im Umgang mit eigenen Unsicherheiten relevant ist, auch für das generelle Handeln als Mann. Jemand, der sich mit seiner Männlichkeit sicher fühlt, sollte Leon zufolge „gefühlvoll sein können und sollte, ähm, liebevolle Seiten haben, ohne zu denken, dass dadurch die härteren Aspekte oder die starken Aspekte, sagen wir vielleicht eher, relativiert werden“ (Pos. 356). Ein Männlichkeitsbild, in dem Fürsorge und Emotionalität zentrale Rollen einnehmen erscheint hier als wünschenswert und lässt sich mit dem Konzept der Caring Masculinities in Verbindung bringen.

5.2. „Weil mein Papa ganz anders ist“: Männlichkeit im Kontext familiärer Sozialisation und biografischer Erfahrungen

Im Unterschied zu Leon und Jonas reflektieren die anderen Gesprächspartner den Einfluss gesellschaftlicher Männlichkeitsnormen auf ihr eigenes Selbstverständnis weniger stark. Stattdessen verweisen viele auf ihre familiäre Prägung, insbesondere die Rollenverteilung der Eltern. Diese wird von einigen als Grund für das eigene alternative Männlichkeitsbild genannt, da sie bei einigen Männern einer traditionellen Geschlechterrollenverteilung zuwiderläuft. So beschreibt David, dass er im Vergleich zu seinen Freunden in einem untypischen familiären Umfeld aufgewachsen sei. Eine traditionelle Rollenverteilung habe er hingegen „bei allen Freunden gesehen“ (Pos. 205). In vielen Familien sei der Vater „immer hackln gegangen“ (ebd.) und habe „am Wochenende mit de Manna gsuffn“ (ebd.), während die Mutter zu Hause gekocht, aufgeräumt und geputzt habe. Eine besonders prägende Erinnerung stellt für ihn das regelmäßige Mittagessen bei seinen Freunden dar, das er eindrücklich schildert:

Wenn ich bei Freunden Mittag gegessen habe, da ist halt immer, der Vater halt immer am Samstag mit am Tisch gesessen und alle sind sitzen geblieben und KEINER hat sich bewegt. Mutter hat alles abgeräumt und alles und jedes Teller weggenommen und im Endeffekt wie im Gasthaus. (Pos. 213)

Im Unterschied dazu beschreibt David die Situation in seiner eigenen Familie anders. Während in den Familien seiner Freunde der Vater als Ernährer fungierte und sich als patriarchales

Familienoberhaupt präsentierte, während die Mutter allein unbezahlte Care-Arbeit leistete, sei die Aufgabenverteilung in seiner Familie anders organisiert gewesen. Sein Vater habe zwar nicht gekocht,

ABER. Er hat immer die Küche zusammengeräumt danach. Er hat immer den Geschirrspüler eingeräumt. Er hat immer abgewaschen. Er hat immer abgewischt. Das heißt, sie hat alles vorher gemacht, er hat alles nachher gemacht. Und allein DAS hat, ist was, was ich für... (lacht) das klingt jetzt übertrieben. Aber für Ende 90er, Anfang 2000er, RELATIV progressiv nenne. (Pos. 205)

Die egalitäre Rollenverteilung seiner Eltern habe nicht nur ihn selbst geprägt, sondern auch seine beiden älteren Geschwister. Deren Freundeskreise sowie Partnerschaften seien laut seiner eigenen Aussage sehr viel progressiver und ausgeglichener „als wie es bei Freunden von ihnen ist“ (Pos. 207). Seine Kindheitserfahrungen hätten ihm vermittelt, dass Frauen bzw. Mütter nicht qua Geschlecht an bestimmte Aufgaben wie das Kochen gebunden sind, sondern dass die Organisation des Haushalts grundsätzlich von beiden Elternteilen gleichermaßen übernommen werden kann.

Insbesondere Väter stellen für viele Jungen wichtige Vorbilder dar und sind entscheidend für das Männlichkeitsbild, dass sie im Laufe ihrer Kindheit und Jugend ausbilden (vgl. Meuser, 2010, S. 56). Dies wird auch bei Jan deutlich, der – ohne explizit danach gefragt worden zu sein – sein eigenes Männlichkeitsbild unmittelbar mit seinem Vater verknüpft. Diesen beschreibt er als einen Mann, der für ihn nicht im klassischen Sinne männlich gewesen sei, da er

ganz anders ist, ähm, also, der ist auch stark, der ist für mich auch männlich, aber das ist so, ähm, der hat auch für uns alle gesorgt und allem drum und dran, aber das war nicht sein Mainpoint, also, das war, auf ganz anderen Ebenen war das mehr Männlichkeit, die er gezeigt hat

Interviewerin: Zum Beispiel?

Jan: Weiß ich nicht, der hat, der hat aufgeopfert, keine Ahnung, aufgeopfert klingt auch so, aber der hat sich aufgeopfert, hat gesagt, okay, komm, ähm, er, ähm, hat viel gearbeitet, aber halt von daheim, dementsprechend, dann um vier Uhr aufgestanden und schon mal was weggearbeitet, dann trotzdem noch zur Schule gefahren, ähm, äh, teilweise Essen gemacht mittags mit allem drum und dran. (Pos. 154f.)

Nicht nur habe sein Vater Tätigkeiten übernommen, die klassischerweise als feminisierte Care-Arbeiten gelten, wie etwa die Kinder zur Schule zu bringen oder mittags für sie zu kochen. Auch auf dem Fußballplatz habe Jan seinen Vater als Mann erlebt, der nicht einem klassisch hegemonialen Männlichkeitsbild entsprach. Anders als die Väter seiner Freunde, die lautstark eingriffen und den Schiedsrichter kritisierten, habe sein Vater ruhig am Spielfeldrand gesessen und seinem Sohn über Stunden hinweg bei einem Hallenturnier zugesehen. Obwohl er „keine Ahnung von Tuten und Blasen“ (Pos. 159) gehabt habe und – anders als viele andere Väter – kein Fußballfan gewesen sei, habe er seinen Sohn in dessen Hobby unterstützt, was Jan auch rückblickend sehr wertschätzt. Das Aufwachsen mit einem Vater, dessen Männlichkeitsverständnis stärker mit dem Konzept der Caring Masculinities – also einem

Fokus auf Fürsorge statt Dominanz und vermeintlicher Stärke – als mit hegemonialer Männlichkeit in Verbindung gebracht werden kann, habe somit einen prägenden Einfluss auf Jan Selbstverständnis als Mann ausgeübt.

Ähnliche Erfahrungen schildert Luca, der laut eigener Aussage das Glück gehabt habe, „in einer sehr gebildeten und toleranten Familie“ (Pos. 281) aufgewachsen zu sein. Seine Eltern, beide als Physiker*innen in der Forschung tätig, hätten sich aufgrund ihrer Berufstätigkeit „die ganzen Aufgaben gleichzeitig geteilt“ (ebd.). Er sei nicht mit einer Mutter aufgewachsen, die immer für das Kochen zuständig gewesen sei; vielmehr habe nach seinem Empfinden sogar sein Vater „ein bisschen mehr die Betreuung übernommen“ (ebd.). Veraltete Rollenbilder kenne er daher hauptsächlich von seinen Großeltern. Auch hier wird die elterliche Geschlechterrollenverteilung als zentraler Einflussfaktor für die Ausbildung des eigenen Männlichkeitsverständnisses deutlich.

Leon berichtet, dass ihn vor allem sein älterer Bruder – den er ebenso wie sich selbst nicht als stereotypen Mann wahrnimmt – in seinem Bild von Männlichkeit geprägt habe. Dies führt er insbesondere auf die Schulzeit zurück, in der er und sein Bruder, noch mehr Kinder gewesen seien als ihre Klassenkamerad*innen, die bereits versucht hätten, „stylish zu sein und so“ (Pos. 374). Leon habe früh erkannt, dass er sich von den anderen Jungen in seiner Klasse unterscheidet:

Ich glaub, die Reflexion war schon früh bei mir da, weil ich halt eben früh gemerkt habe, okay, alle in meiner Klasse schauen Fußball und sind halbe Machos und ich spiele noch mit Spielsachen, ähm, und ich fühle mich mehr von Mädchen verstanden. Was heißt das jetzt über mich? Ich hab mir auch in der Schule immer gewünscht, dass ich ein Mädchen wäre, weil ich so war, das fühlt sich alles komplett nicht identifizierbar für mich an. (Pos. 368)

Die Dinge, mit denen sich andere Jungen in seinem Alter identifizierten – etwa Fußball oder Macho-Gehabe – konnte er nicht nachvollziehen, was ihn in Bezug auf sein eigenes Geschlecht stark verunsicherte. Die implizite Frage: „Was sagt es über mich als Junge, wenn ich diese Dinge nicht interessant finde?“ verweist auf die normative Kraft geschlechtlicher Erwartungen. Gerade im Jugendalter stellt der homosoziale Raum eine entscheidende Differenzkategorie dar und kann dazu führen, dass Jungen, die nicht dem klassischen hegemonialen Männlichkeitsbild entsprechen, Ausgrenzung erfahren. Um dem damit verbundenen Druck zu entgehen, wünschte sich Leon zeitweise, ein Mädchen zu sein, da er annahm, in dieser Rolle eher akzeptiert zu werden. Daran wird deutlich, wie stark sich Männlichkeit sowohl durch den homosozialen Raum und die männliche Peergroup als auch über die Abgrenzung zu Weiblichkeit konstituiert. Die Abwertung oder Distanzierung von weiblichen Tätigkeiten und Verhaltensweisen, beschreibt Meuser (2006) als „*doing difference*“ (S. 122). Vor diesem Hintergrund erscheint

das Spielen mit Spielsachen als weiblich konnotierte Praxis, die Leon die Zugehörigkeit zur Gruppe der Jungen erschwerte.

Ähnlich wie Leon erging es auch Jonas, der nie Fußball oder einen anderen Teamsport gespielt habe, da er stets Angst gehabt habe, schlecht darin zu sein und das dies „ganz schlimm für das ganze Team“ (Pos. 320) wäre. Er beschreibt sich selbst als zu scheu, als ängstlich und möglicherweise als nicht gut genug – Attribute, die gerade im Kontext Sport und insbesondere im Fußball über reine individuelle Leistungsunsicherheit hinausweisen. Insbesondere Teamsportarten wie Fußball fungieren in vielen Kontexten als zentrale Orte der Aushandlung und Bestätigung von Männlichkeit, an denen Leistungsfähigkeit, Konkurrenzorientierung und körperliche Durchsetzungsfähigkeit als zentrale Werte gelten (vgl. Kreisky, 2006, S. 33). Vor diesem Hintergrund erscheint Jonas Angst, dem Team zu schaden, nicht nur als persönliche Unsicherheit, sondern auf ein internalisiertes Bewertungsregime, in dem sportliche Leistung eng mit sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit verknüpft ist. „Schlecht sein“ bedeutet in einem solchen Rahmen potenziell nicht nur sportliches Versagen, sondern birgt darüber hinaus das Risiko sozialer Abwertung innerhalb des homosozialen Raums.

5.3. „Diese Andrew-Tate-mäßige Männlichkeit sehe ich halt null komma null als wichtig an“: Männlichkeitsanforderungen und Selbstpositionierungen

Viele der Interviewpartner machten im Gespräch deutlich, wie hoch ihnen die Anforderungen an Männlichkeit erscheinen. Luca beschreibt, dass viele seiner Freunde Schwierigkeiten hätten, Dates zu bekommen. Dies liege vor allem „an blöden Schönheitsidealen“ (Pos. 250), mit denen sich viele Männer konfrontiert sähen. Dazu gehöre die Erwartung, groß genug zu sein, um auf Dating-Apps überhaupt eine Chance zu haben – denn hier ist es tatsächlich häufig üblich, nach Körpergröße zu filtern. Dass Männer zunehmend Anforderungen im Hinblick auf Körperästhetik unterworfen sind, beschreibt auch Meuser (2008b): „Einen ‚perfekten‘ Körper zu haben und diesen ‚richtig‘ zu präsentieren, wird zu einem anerkannten Attribut von Männlichkeit“ (S. 432). Dass diejenigen Männer, die diesen anerkannten Attributen nicht entsprechen, Ausgrenzung erfahren, verweist darauf, wie wirkmächtig Aspekte hegemonialer Männlichkeit nach wie vor sind.

Auch Jan und Leon beobachten, dass Männer häufig den Anspruch an sich selbst haben, alles können zu müssen und sich stetig zu optimieren. Als wichtigen Einfluss benennen sie insbesondere Inhalte auf Social Media, wo ein spezifisches, häufig als toxisch beschriebenes Männlichkeitsbild etwa durch Influencer wie Andrew Tate – einem ehemaligen britisch-US-amerikanischen Kickboxer, der mitunter aufgrund seiner sexistischen Aussagen stark in der

Kritik steht – propagiert wird. Dieses baue, so Jan, im Wesentlichen auf zwei Komponenten auf und führe dazu, dass sich Männer in ihrer Männlichkeit verunsichert fühlen:

Also weiß nicht, du hast ja auf Social Media haste doch auch immer diese Mindset Sachen und, und Gym ist so ganz groß, und das sind genau die zwei Männer Sachen, die irgendwie immer, immer aufgebracht werden. Also ja, „wie du bist 20 und hast noch kein eigenes Business, was ist falsch bei dir“, so, „wie du tradest nicht“ mit, keine Ahnung, was für Aktien, ähm. Und dann wirkt halt auch schnell so dadurch, sodass du halt der Depp bist und, glaub ich, nicht so MÄNNLICH bist, wie es vielleicht andere Männer sind. Und dich dadurch halt dann irgendwie aufwerten musst, was weiß ich. (Pos. 202)

Mit dem „richtigen“ Mindset, wie es von Influencern auf Social Media vermittelt wird, könne man(n) vermeintlich alles erreichen – und nur unter dieser Voraussetzung gelte man(n) als männlich. Ähnliche Beobachtungen macht Leon, der ebenfalls auf Social Media wahrnimmt, dass gerade Männern vermittelt werde, sie müssten sich täglich verbessern und die beste Version ihrer selbst werden. Dies seien jedoch „so absolute Standards, die es nicht gibt“ (Pos. 358), weshalb er selbst versuche, sich von diesen Ansprüchen zu distanzieren.

Die beiden Männer positionieren sich gleichzeitig außerhalb dieser Dynamiken. Sie sehen sich selbst sowie ihr unmittelbares Umfeld nicht direkt von solchen hegemonialen Männlichkeitsanforderungen betroffen. Stattdessen nehmen sie eine eher beobachtende Perspektive ein und verorten die Problematik vor allem bei jüngeren Männern oder Personen, die „sich jetzt vielleicht nicht so ganz viel mit dem Thema auseinandersetzen“ (Leon, Pos. 358). In dieser Perspektive zeigt sich eine Form der Abgrenzung von „anderen“ Männern:

Diese Andrew-Tate-mäßige Männlichkeit sehe ich halt null komma null, äh, als, als important an oder als wichtig an und sehe das auch bei ganz, ganz wenig Leuten, die auch in meinem Umfeld sind, die so, die so ticken. (..) Ähm, aber es gibt, glaube ich, leider ganz, ganz viele, die sich darauf beschränken und sagen, das ist deren Männlichkeitspoint. (Jan, Pos. 157)

Während sich „leider“ viele andere Männern von derartigen Männlichkeitsvorstellungen einschränken ließen, sieht Jan sich selbst sowie auch seinen eigenen Freundeskreis weitgehend unberührt davon.

Insgesamt entsteht in den Interviews wiederholt der Eindruck, dass die Männer mir vermitteln möchten, sie seien im Hinblick auf Geschlechterfragen reflektierter oder „weiter“ als andere Männer, die stärker in traditionellen Rollenbildern verhaftet sind. Teilweise erfolgt dabei auch eine bewusste Abgrenzung von Männern aus dem eigenen sozialen Umfeld. So bringt David im Gespräch immer wieder wissenschaftliche Begriffe wie „Gender-Pay-Gap“ (Pos. 201), „Cis-Mann“ (Pos. 193) oder „Social Equality“ (Pos. 135) ein und positioniert sich innerhalb seines männlichen Freundeskreises aus seinem Heimatdorf als derjenige, der versucht, „nennen wir es linke Themen reinzubringen, so gut es irgendwie geht“ (Pos. 91). Für diesen politischen und aufklärerischen Auftrag nimmt er in Kauf, ironische oder belustigte Reaktionen zu erhalten –

etwa, wenn er erklärt, warum es wichtig sei zu gendern. Interessanterweise tut er sich dennoch schwer, sich vor anderen als Feminist zu bezeichnen. Er begründet dies damit, dass er nicht immer konsequent einschreite, wenn Freunde abwertende Bemerkungen über Frauen äußern, und dass ihm solche Äußerungen mitunter auch selbst passieren. Er beschreibt sich daher als „bei weitem kein Heiliger“ (Pos. 232) – eine Position, die er nach eigener Einschätzung nur dann einnehmen könnte, wenn er den Kontakt zu diesen Freunden abbrechen würde, was er jedoch nicht möchte. In Bezug auf Feminismus konstatiert er daher auch selbstkritisch, „man dreh[e] sich alles immer so, wie man es brauch[e]“ (Pos. 232).

Auch Luca erzählt, dass er wiederholt beobachte, wie Bekannte oder Freunde sich übergriffig gegenüber Frauen verhalten oder abwertend über sie sprechen, insbesondere wenn diese nicht anwesend sind. Er grenzt sich von solchen Verhaltensweisen aktiv ab, indem er die betreffenden Männer kritisiert und über ihr sexistisches Verhalten aufklärt. Dies tue er nach eigener Aussage in „90-95 %“ (Pos. 238) der Fälle und habe auch bereits mehrfach den Kontakt zu Männern dieser Art abgebrochen – wobei „in der Regel auch noch andere Sachen nicht gepasst“ (Pos. 238) hätten.

Jonas wiederum beschreibt sich insofern anders als andere Männer, als dass er sich beispielsweise bereits vor einigen Jahren angewöhnt habe, beim Ausgehen Nagellack oder andere Dinge zu tragen, die „so klassisch als gay [gelesen] wären und sowas“ (Pos. 330). Das Tragen von Nagellack erscheint hier als eine Praxis die traditionelle Männlichkeitsnormen irritiert – nicht zuletzt, weil „echte“ Männer dies vermeintlich nicht tun. Dies wird auch in den Reaktionen anderer Männer deutlich, die Jonas wie folgt schildert: „Und dann sans halt alle so: "ha, ha, bist du schwul?“ (ebd.). Für ihn selbst stelle solches Verhalten jedoch kein Problem dar; vielmehr fungiere es häufig als „guter Conversationstarter (lacht)“ (ebd.).

Diese Aussage halte ich für analytisch als besonders aufschlussreich, da sich in ihr ein spezifisches Selbstverständnis von Männlichkeit zeigt, das mit strukturellen Privilegien eingeht. Die Tatsache, dass ein heterosexueller Mann homophobe Kommentare im Kontext geschlechtsuntypischer Selbstdarstellung nicht als bedrohlich, sondern als Anlass für Gespräche wahrnimmt, verweist auf eine asymmetrische Risikoverteilung. Während queere Männer bei sichtbarer Normabweichung potenziell Diskriminierung oder Gewalt ausgesetzt sind, bleibt die heterosexuelle Position gesellschaftlich weitgehend abgesichert. Die performative „Grenzüberschreitung“ wird von Jonas somit als vergleichsweise risikofreies Spiel mit Geschlechternormen erlebt, das zwar durchaus emanzipatorisches Potenzial bergen kann und deshalb nicht auf individueller Ebene kritisiert werden soll. Vielmehr möchte ich

jedoch darauf aufmerksam machen, dass, wenn homophobe Zuschreibungen als individuelle Gesprächsanlässe statt als Ausdruck heteronormativer Gewaltverhältnisse gerahmt werden, strukturelle Machtverhältnisse vernachlässigt werden.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Interviewpartner Männlichkeit überwiegend in Abgrenzung zu einem „klassischen“, das heißt, hegemonialen Männlichkeitsbild verhandeln. Dieses verbinden sie unter anderem mit Attributen wie Stärke, Stoizismus, einer Versorgerrolle und Dominanz und lehnen es größtenteils ab. Gleichzeitig wird deutlich, dass dieses Ideal weiterhin als gesellschaftliche Norm wirksam bleibt, an der sich orientiert oder von der sich aktiv distanziert wird. Während insbesondere Jonas und Leon eine reflektierte Auseinandersetzung mit eigenen Verstrickungen in Männlichkeitsnormen zeigen, bleibt diese Selbstreflexion bei anderen Interviewpartnern eher weniger ausgeprägt.

Stattdessen wird die eigene Haltung häufig über familiäre Prägungen erklärt, insbesondere über gewisse Rollenverteilungen der Eltern oder alternative männliche Vorbilder, die Fürsorge und Emotionalität vorleben. Zugleich verdeutlichen die Interviews, wie stark homosoziale Räume wie etwa Schule oder Sport zur Stabilisierung hegemonialer Männlichkeitsnormen beitragen und Unsicherheiten erzeugen können, wenn eigene Interessen oder Verhaltensweisen davon abweichen. Auch aktuelle Einflüsse wie Social Media und damit verbundene Leistungs- und Körperideale werden von einigen Männern als relevant beschrieben. Meist wird sich jedoch in einer beobachtenden Distanz zu diesen Dynamiken positioniert und von „anderen“ Männern abgegrenzt.

Insgesamt entsteht so das Bild einer Gruppe von Männern, die sich bewusst von traditionellen Männlichkeitsanforderungen distanzieren und alternative Vorstellungen entwickeln, ohne dabei jedoch vollständig außerhalb bestehender Macht- und Normstrukturen zu stehen. Die Erzählungen verdeutlichen, dass Männlichkeit als ambivalentes Projekt betrachtet werden kann, das eine permanente Aushandlung zwischen widersprüchlichen Erwartungen erfordert.

6. Schlussbetrachtungen

Es würde mir sehr, sehr, äh, schwerfallen, glaube ich, ohne Freunde irgendwie durchs Lebens gehen zu müssen. [...] also, in so vielen Aspekten so wichtig, ähm, vom Spaß her, von der Unterstützung her, die man erfährt. Vom Wohlbefinden auch einfach, was dadurch entsteht, ja. (Jan, Pos. 182ff.)

Die vorliegende Arbeit ging der Frage nach, wie Freundschaft und Männlichkeit in den Erzählungen cis-heterosexueller Männer im jungen Erwachsenenalter im Sinne eines *doing friendship* und *doing masculinity* hergestellt und ausgehandelt werden. Ziel war es dabei, auf Grundlage qualitativer Interviews persönliche Einblicke zu gewinnen und ein besseres

Verständnis dafür zu entwickeln, wie Männer über Freundschaften sprechen, wie sie diese erleben und im Alltag gestalten. Die Analyse des Datenmaterials zeigt exemplarisch, dass Freundschaft nach wie vor als stark vergeschlechtlichtes Phänomen zu verstehen ist, innerhalb dessen dominante gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit verhandelt werden.

Eine zentrale Erkenntnis des Forschungsprozesses besteht darin, dass sowohl die Formen als auch die konkrete Ausgestaltung von Freundschaft bei allen sechs Männern stark kontextabhängig ist. So nehmen sowohl biografische Erfahrungen und die jeweilige Lebensphase als auch räumliche Nähe und die Häufigkeit von Begegnungen einen Einfluss auf Freundschaften. Freundschaften verändern sich – das wird mitunter dann deutlich, wenn eine romantische Paarbeziehung ins Leben tritt. Bei einigen Männern zeigt sich, dass Freundschaften in diesem Fall teilweise in den Hintergrund treten oder weniger priorisiert werden. Auch bei großer räumlicher Distanz verlieren Freundschaften oftmals an Intensität, da das Aufrechterhalten des Kontakts oftmals als schwierig empfunden wird.

Zudem zeigte sich, dass viele der von den Interviewpartnern erwähnten Freundschaften stark über gemeinsame Aktivitäten oder geteilte Routinen organisiert sind. Dabei kommt insbesondere regelmäßigen, gemeinsam ausgeübten Aktivitäten wie etwa Sport eine wichtige Bedeutung zu, da sie verlässliche Gelegenheiten für Begegnungen schaffen, ohne dass diese explizit organisiert werden müssen. Viele der Freundschaften lassen sich somit dem Side-by-Side-Konzept zuordnen, das typischerweise eher Männerfreundschaften kennzeichnet.

Insgesamt wurde deutlich, dass die Freundschaften der befragten Männer in einem Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach Nähe und einer gleichzeitigen Aufrechterhaltung von Distanz verortet sind. Viele der Interviewpartner beschreiben ihre Freundschaften als wichtig und bedeutsam, zugleich werden gewisse Grenzen in der konkreten Ausgestaltung von Nähe sichtbar. Insbesondere in Bezug auf emotionale Offenheit und körperliche Nähe wirken normative Vorstellungen von Männlichkeit fort, die auf Autonomie und Kontrolle ausgerichtet sind und das Zulassen von Verletzlichkeit erschweren. Gefühle offen zu zeigen oder zu thematisieren, scheint bei einigen der Männer vor allem in Kontexten von Alkohol oder Humor möglich zu sein. Diese fungieren als eine Art „Schutzraum“, in dem emotionale Nähe hergestellt werden kann, ohne bestehende Männlichkeitsnormen zu verletzen. Gespräche über persönliche Probleme, Unsicherheiten oder Gefühle werden hingegen häufig in romantische Beziehungen oder Freundschaften mit Frauen ausgelagert.

Es muss betont werden, dass die Beobachtungen der vorliegenden Arbeit nicht als individuelles Defizit der jeweiligen Männer zu verstehen sind. Vielmehr verweisen sie auf

vergeschlechtlichte gesellschaftliche Erwartungen und Strukturen, die bestimmte Formen von Männlichkeit privilegieren und andere abwerten – insbesondere diejenigen, die mit Emotionalität, Fürsorge und Relationalität verbunden sind. Mehrere Interviewpartner lassen erkennen, dass durchaus ein Bedürfnis nach mehr emotionaler Nähe in Freundschaften besteht, dieses jedoch mit der Sorge einhergeht, als „unmännlich“ wahrgenommen oder sozial abgewertet zu werden.

Zugleich bedeutet die Einbettung in solche strukturellen Bedingungen nicht, dass Männer von Verantwortung entbunden sind. Vielmehr zeigt die Analyse, dass gerade in alltäglichen Freundschaftspraktiken Handlungsspielräume bestehen, in denen bestehende Muster hinterfragt und verändert werden könnten. Insbesondere im Umgang mit Emotionalität und Nähe eröffnet sich hier ein Potenzial, hegemoniale Männlichkeitsanforderungen nicht nur zu reproduzieren, sondern auch aktiv aufzubrechen. Auffällig ist jedoch, dass die Auswirkungen dieser Dynamiken – insbesondere auf Frauen im nahen sozialen Umfeld – von den Interviewpartnern kaum reflektiert werden. Homosoziale Leichtigkeit männlicher Freundschaften wird oft erst durch die emotionale Arbeit in heterosexuellen Partnerschaften ermöglicht – eine Dynamik, die Care-Arbeit weiterhin geschlechtshierarchisch verteilt. Eine stärkere Verantwortungsübernahme innerhalb männlicher Freundschaften könnte hier dazu beitragen, bestehende Ungleichheiten abzubauen. Die Arbeit zeigt somit auch auf, dass Freundschaften zwischen Männern nicht isoliert zu betrachten sind, sondern in umfassendere geschlechterpolitische Zusammenhänge eingebettet sind.

Insgesamt zeigt sich eine deutliche Ambivalenz zwischen dem eigenen männlichen Selbstbild und gelebter Freundschaftspraxis. Obwohl sich die meisten der Befragten als eher wenig von traditionellen Männlichkeitsnormen beeinflusst beschreiben und sich selbst als anders bzw. progressiver als andere Männer positionieren, zeigt die Analyse ihrer Erzählungen, dass hegemoniale Vorstellungen von Männlichkeit oftmals implizit und unreflektiert in ihren Freundschaftspraktiken wirksam bleiben. Auch wenn sich entsprechende Dynamiken in ähnlicher Form in meinem eigenen Umfeld beobachten lassen, hat mich vor allem ihre Deutlichkeit im Interviewmaterial überrascht. Insbesondere hatte ich angenommen, dass gerade jene Männer, die sich aktiv zur Teilnahme an der Studie bereit erklären, tendenziell über reflektiertere oder weniger normativ geprägte Freundschaftspraktiken verfügen.

Gleichzeitig eröffnen einzelne Erzählungen auch Momente der Irritation und Verschiebung hegemonialer Männlichkeitsnormen. In bestimmten Kontexten – wie beispielsweise in langjährigen oder besonders engen und vertrauensvollen Freundschaften – werden emotionale

Gespräche und Formen von Nähe möglich, die über traditionelle Männlichkeitsentwürfe hinausweisen und sich eher mit Konzepten wie Caring Masculinities in Verbindung bringen lassen. Insgesamt entsteht ein Bild von Männern, die sich in einem Spannungsfeld zwischen Anpassung und Distanzierung bewegen und versuchen, eigene Wege im Umgang mit widersprüchlichen Erwartungen zu finden. Freundschaften können in diesem Kontext als ambivalente Räume verstanden werden, die sowohl zur Stabilisierung als auch – zumindest punktuell – zu einer Veränderung bestehender Männlichkeitsnormen beitragen.

Für viele der Gesprächspartner boten die Interviews erstmals einen Anlass zur Reflexion. Einige von ihnen äußerten, sich zuvor noch nie in dieser Form mit ihren Freundschaften auseinandergesetzt zu haben, sodass die Gespräche teilweise als eine Art reflexiver oder sogar „therapeutischer“ Moment erlebt wurden. Dies verweist darauf, dass Räume für eine bewusste Auseinandersetzung mit Freundschaft und Männlichkeit im Alltag häufig fehlen. Eine mögliche Form solcher Räume stellen beispielsweise offene Männergruppen dar, wie beispielsweise jene des Projekts *Mannsbuilder* in Wien. Dort werden Männerfreundschaften explizit als Themenschwerpunkt benannt und ein regelmäßiger Austausch über Männlichkeit(en) und das Mann-sein angestrebt (vgl. Mannsbuilder).

In diesem Zusammenhang erscheint es zudem relevant, dass ich die Interviews als Frau geführt habe. Wie bereits erwähnt, sind Interviews keinesfalls als neutrale Erhebungssituationen zu verstehen, sondern als soziale Interaktionen, in denen Geschlecht im Sinne eines *doing gender* mit hervorgebracht wird. Es ist somit durchaus denkbar, dass dies die Gesprächssituation in einer Weise beeinflusst hat, die es den Interviewpartnern erleichtert hat, offen und verletzlich über persönliche Themen und Unsicherheiten zu sprechen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Freundschaft ein zentrales Feld für die Aushandlung von Männlichkeit darstellt und zugleich ein bislang unterschätztes Potenzial für soziale Veränderungsprozesse birgt. Dieses Potenzial bleibt jedoch an strukturelle Bedingungen geknüpft und kann sich nur entfalten, wenn festgefahrene Vorstellungen von Männlichkeit – insbesondere die Abwertung von Emotionalität und Abhängigkeit – an Bedeutung verlieren. Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, dass die Ergebnisse dieser Arbeit durch das gewählte Sample sowie das qualitative Forschungsdesign begrenzt sind. Sie bietet daher weniger repräsentative Aussagen als vielmehr kontextspezifische und subjektive Einblicke. Weiterführende Forschung könnte hier ansetzen, indem sie weitere Perspektiven einbezieht – beispielsweise die von Frauen, queeren Personen oder den Freund*innen der befragten Männer. Auch der Fokus auf Freundschaften von Männern in einer anderen Lebensphase –

beispielsweise dem hohen Erwachsenenalter – könnten weitere aufschlussreiche Perspektiven eröffnen. Auf diese Weise könnte ein umfassenderes, intersektionales Verständnis von Freundschaft und den damit verbundenen vergeschlechtlichten Strukturen entwickelt werden.

Gerade vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Veränderungen wie demografischen Entwicklungen und sich wandelnden Beziehungsformen gewinnt Freundschaft als soziale Praxis jenseits der romantischen Zweierbeziehung zunehmend an Bedeutung. Zugleich stellt sie – gerade in Zeiten von Nationalismus, Kapitalismus, Individualismus, zunehmender Ungleichheit und Populismus – eine zentrale Ressource von Fürsorge und Unterstützung dar (vgl. Goedecke, 2018, S. 18). Ein vertieftes Verständnis von Freundschaft ebenso wie eine kritische Auseinandersetzung mit ihr sind daher nicht nur für die Geschlechterforschung relevant, sondern auch für die Frage, wie sich zukünftige Formen von sozialer Verbundenheit, Fürsorge und Gemeinschaft gestalten lassen – nicht zuletzt im Hinblick darauf, wie Männlichkeit in diesen Zusammenhängen neu gedacht werden kann. In diesem Sinne bleibt abschließend nur noch zu sagen:

Cause you got to have friends

The feelings` s oh so strong

Ya got to have friends

To make the day last long

– Song „Friends“ von Bette Midler (1973)

Literaturverzeichnis

- Abbott, A. (2004). *Methods of discovery: heuristics for the social sciences*. Norton.
- Allan, G.A. (1979). *A sociology of friendship and kinship*. Geroger Allen & Unwin.
- Alleweldt, E. (2013). *Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften. Eine Berliner Fallstudie*. Velbrück.
- Anderson, E. (2009). *Inclusive Masculinity: The Changing Nature of Masculinities*. Routledge.
- Anderson, E., Adams, A., & Rivers, I. (2012). "I Kiss Them Because I Love Them": The Emergence of Heterosexual Men Kissing in British Institutes of Education. *Archives of Sexual Behavior*, 41(2), pp. 421–430. <https://doi.org/10.1007/s10508-010-9678-0>
- Anderson, E., & McCormack, M. (2015). Cuddling and Spooning: Heteromascularity and Homosocial Tactility among Student-athletes. *Men and Masculinities*, 18(2), pp. 214–230. <https://doi.org/10.1177/1097184X14523433>
- Anderson, E. & McCormack, M. (2018). Inclusive masculinity theory: Overview, reflection and refinement. *Journal of Gender Studies*, 27(5), pp. 547–561.
- Argyle, M (1992). *Körpersprache und Kommunikation*. Junfermann.
- Baker, K. J. (2016). Kin Keeping and Emotional Labor in Higher Ed. *Women in Higher Education*, 25(3), pp. 14–15. <https://doi.org/10.1002/whe.20294>
- Berger, J. (2015, 23. Februar). Männerfreunde: Durch dick und dünn [Radiobeitrag]. BR 2. <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowissen/psychologie/maennerfreunde-108.html>.
- Bernhard, A. & Böhnisch, L. (2015). *Männliche Lebenswelten*. Bozen-Bolzano University Press. <https://doi.org/10.25656/01:25472>
- Bischoff, C. (2014). Empirie und Theorie. In C., Bischoff, K. Oehme-Jüngling & W., Leimgruber (Hrsg.). *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 14-31). Haupt Verlag.
- Bischoff, C., Oehme-Jüngling, K., & Leimgruber, W. (2014). *Methoden der Kulturanthropologie*. Haupt Verlag.
- Blatterer, H. (2016). Intimacy as freedom: Friendship, gender and everyday life. *Thesis Eleven*, 132(1), pp. 62–76. <https://doi.org/10.1177/0725513615619503>
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1997). Die männliche Herrschaft. In I. Dölling & B. Kraus (Hrsg.). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153-217). Suhrkamp.

- Böhnisch, L., & Winter, R. (1994). *Männliche Sozialisation: Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf* (2.Aufl.). Juventa.
- Brain, R. (1976). *Friends and Lovers*. Basic Books.
- Bridges, T. & Pascoe, C. J. (2014). Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. *Sociology Compass*, 8(3), pp. 246-258. <https://doi.org/10.1111/soc4.12134>
- Budde, J. (2014). *Jungenpädagogik zwischen Tradierung und Veränderung. Empirische Analysen geschlechterpädagogischer Praxis*. Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzt5p>
- Buschmeyer, A. (2013). *Zwischen Vorbild und Verdacht: Wie Männer im Erzieherberuf Männlichkeit konstruieren*. Springer Fachmedien.
- Butler, J. (1999). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. (Original von 1990). Routledge.
- Büchner, J. L. O. (2025). *Männlichkeiten, neue Vaterschaft und Migration: Caring Masculinities zwischen sozialer Ungleichheit und männlicher Hegemonie*. transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839476147>
- Cancian, F. M. (1987). *Love in America: Gender and Self-development*. Cambridge University Press.
- Carrigan, T., Connell, B. & Lee, J. (1985). Toward a new sociology of masculinity. *Theory and Society*, 14(5), pp. 551-604. <https://doi.org/10.1007/BF00160017>
- Connell, R. W. (1987). *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Stanford University Press.
- Connell, R. W. (1999). *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Leske und Budrich.
- Connell, R. (2013). *Gender*. Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19414-1>
- Connell, R. (2015). *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (4. Aufl.). Springer Fachmedien.
- Connell, R. W. & Messerschmidt, J. W. (2005). Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. *Gender & Society*, 19(6), 829–859. <https://doi.org/10.1177/0891243205278639>
- de Beauvoir, S. (2000). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. (Original von 1949). Rowohlt.

- de Boise, S. & Hearn, J. (2017). "Are Men Getting More Emotional? Critical Sociological Perspectives on Men, Masculinities and Emotions". *The Sociological Review*, 65(4), pp. 779-796. <https://doi.org/10.1177/0038026116686500>
- Dierks, S. A. (2023, 10. Februar). "Wohlwollender Sexismus hält sich umso hartnäckiger". *ZEIT Campus*. <https://www.zeit.de/campus/2023-02/mansplaining-frauen-geschlechterstereotype-intelligenz-psychologie>.
- Dresing, T. & Pehl, T. (2018). *Praxisbuch Interview. Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende* (8. Auflage). Eigenverlag.
- Eisen, D. B. & Yamashita, L. (2017). Borrowing from Femininity: The Caring Man, Hybrid Masculinities, and Maintaining Male Dominance. *Men and Masculinities*, 22(5), pp. 801-820. <https://doi.org/10.1177/1097184X17728552>
- Elliott, K. (2016). Caring Masculinities. *Men and Masculinities*, 19(3), pp. 240-259. <https://doi.org/10.1177/1097184X15576203>
- Englar-Carlson, M., & Kiselica, M. S. (2013). Affirming the Strengths in Men: A Positive Masculinity Approach to Assisting Male Clients. *Journal of Counseling & Development*, 91(4), pp. 399–409. <https://doi.org/10.1002/j.1556-6676.2013.00111.x>
- Ferrara, A. P. & Vergara D. P. (2024). Theorizing Mankeeping: The Male Friendship Recession and Women's Associated Labor as a Structural Component of Gender Inequality. *Psychology of Men & Masculinity*, 25(4), pp. 391-401. <https://doi.org/10.1037/men0000494>
- Freeman, M. (2017). *Modes of thinking for qualitative data analysis*. Routledge.
- Frevert, U. (2010). Gefühlvolle Männlichkeiten. Eine historische Skizze. In M. Borutta (Hrsg.) *Die Präsenz der Gefühle: Männlichkeit und Emotion in der Moderne*. transcript-Verlag.
- Fuhs, B. (2007). *Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*. WBG.
- Gajek, E. (2014) Lernen vom Feld. In C. Bischoff, K. Oehme & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 53-68). Haupt Verlag.
- Geyer, O. (2022, 19. Dezember). Im Gespräch. „Freundschaften sind gerade besonders belastet“. *Tagesspiegel*. https://www.hsap.de/fileadmin/hsap/user_upload/Aktuelles/2023/Gespraech_Alleweldt_Tagesspiegel.pdf.
- Gildemeister, R. (2008). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In B. Kortendiek, & R. Becker (Hrsg.). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 137-145). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_17

- Goedecke, K. (2018). *"Other Guys Don't Hang Out Like This". Gendered Friendship Politics Among Swedish, Middle-Class Men.* (Unveröffentlichte Dissertation). Universität Uppsala, Uppsala.
- Goedecke, K. & Wallin, L. A. (2016). With a Little Help From My Friends. Gender and Intimacy in Two Friendship Research Projects. *LiR.journal*, 7(16), pp. 55-73.
- Haaf, M. (2019, 13. Oktober). „Mann bist du einsam“. *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/leben/freundschaft-maenner-frauen-maedchen-jungen-emotionalitaet-naeche-1.4631639?reduced=true>.
- Hanlon, N. (2012). *Masculinities, care and equality: identity and nurture in men's lives.* Palgrave Macmillan.
- Hearn, J. (2004). From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men. *Feminist Theory*, 5(1), pp. 49-72. <https://doi.org/10.1177/1464700104040813>
- Hearn, J. (2019). So What Has Been, Is, and Might Be Going on in Studying Men and Masculinities? Some Continuities and Discontinuities. *Men and Masculinities*, 22(1), pp. 53-63. <https://doi.org/10.1177/1097184X18805550>
- Heidbrink, H. (2013). Psychologische Freundschaftsforschung: Ein aktueller Überblick. In U., Borst, H. R. Fischer & A. von Schlippe (Hrsg.). *Familiendynamik. Systemische Praxis und Forschung*, 38(3), S. 180-187.
- Heilmann, A. & Scholz, S. (2017): Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? *Feministische Studien*, 35 (2), S. 345-353. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0036>
- Heimerdinger, T. & Tauschek, M. (2020). *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch.* Waxmann.
- Hochschild, A. R. (1979). Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *The American Journal of Sociology*, 85(3), pp. 551-575. <https://doi.org/10.1086/227049>
- Hochschild, A. R. (2012). *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling.* (3rd ed.). University of California Press.
- Holmes, A. G. (2020). Researcher Positionality – A Consideration of Its Influence and Place in Qualitative Research – A New Researcher Guide. *Shanlax International Journal of Education*, 8(4), pp. 1-10. <https://doi.org/10.34293/education.v8i4.3232>
- hooks, b. (2004). *The will to change. men, masculinity, and love.* Atria Books.
- Illouz, E. (2008). *Saving the Modern Soul: Therapy, Emotions, and the Culture of Self-help.* University of California Press.

- Jacobs, L. (2026, 10. März). „Frauen leiden darunter, die engsten Vertrauten ihrer Partner zu sein“. *DIE ZEIT*. <https://www.zeit.de/arbeit/2026-03/frauen-beziehungen-maenner-freundschaft-einsamkeit-mankeeping>.
- Kimmel, M. (1996): *Manhood in America. A Cultural History*. The Free Press.
- Kreisky, E. (2006). Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung. In E. Kreisky, G. Spitaler (Hrsg.). *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht* (S. 21- 40). Campus Verlag.
- Kruppa, D. (2013). Freundschaftszentrierte Lebensweisen und die Privilegierung der (hetero-) sexuellen Paarbeziehung und der Familie. In C. Giebeler, C. Rademacher & E. Schulze (Hrsg.). *Intersektionen von race, class, gender, body: Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit* (S. 135-150). Verlag Barbara Budrich.
- Kruppa, D. (2019). Freundschaftszentrierte Lebensweisen: Eine Alternative zu heteronormativen Beziehungswelten?! In Bildungskollektiv Biko (Hrsg.). *Wie Leben? Beziehungsweisen zwischen Revolution und Retraditionalisierung* (S. 19-24). Eigenverlag.
- Kuckartz, U. (2010). *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten* (3. Aktualisierte Aufl.). VS, Verl. für Sozialwissenschaften.
- Lewis, R. A. (1978). Emotional intimacy among men. *Journal of Social Research*, 34(1), pp.108-121. doi:10.1111/j.1540-4560.1978.tb02543.x.
- Lipman-Blumen, J. (1976). Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 1(3), pp. 15-31. <https://doi.org/10.1086/493272>
- Lomas, T. (2013). Critical Positive Masculinity. *Masculinities & Social Change*, 2(2), pp. 167-193. <https://doi.org/10.4471/mcs.2013.28>
- Maase, K. (2019). *Populärkulturforschung: Eine Einführung*. transcript Verlag.
- Mannsbuilder (o. D.). *Die Männergruppe*. <https://www.mannsbuilder.at/die-maennergruppe/> (Zugriff: 08.04.2026).
- Massmünster, M. (2014). Sich selbst in den Text schreiben. In C. Bischoff, K. Oehme & W. Leimgruber (Hrsg.), *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 522-538). Haupt Verlag.
- McCormack, M., & Anderson, E. (2014). The influence of declining homophobia on men's gender in the United States: An argument for the study of homohysteria. *Sex Roles*, 71(3-4), pp. 109-120. doi:10.1007/s11199-014-0358-8

- McKenzie, S. K., Collings, S., Jenkin, G., & River, J. (2018). Masculinity, Social Connectedness, and Mental Health: Men's Diverse Patterns of Practice. *American Journal of Men's Health*, 12(5), pp. 1247-1261. <https://doi.org/10.1177/1557988318772732>.
- McQueen, F. (2017). "Male Emotionality: 'Boys Don't Cry' Versus 'It's Good to Talk'". *NORMA: International Journal for Masculinity Studies*, 12(3-4), pp. 205-219. <https://doi.org/10.1080/18902138.2017.1336877>
- Messner, M. A. (1992). Like Family: Power, Intimacy and Sexuality in Male Athlete's Friendships. In P. Nardi (Ed.). *Men's Friendships* (pp. 215-238). Sage.
- Meuser, M. (2006). *Geschlecht und Männlichkeit: Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (2. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meuser, M. (2008a). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. N., Baur & J., Luedtke (Hrsg.). *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 33-44). Budrich.
- Meuser, M. (2008b). Junge Männer: Aneignung und Reproduktion von Männlichkeit. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 420-427). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_50
- Meuser, M. (2010). *Geschlecht und Männlichkeit: Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (3. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meuser, M. & Scholz, S. (2012). Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In M. S. Baader, J. Bilstein & T. Tholen (Hrsg.). *Erziehung, Bildung und Geschlecht: Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies* (S. 23-40). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Migliaccio, T. A. (2009). Men's Friendships: Performances of Masculinity. *The Journal of Men's Studies* 17(3), S. 226-241. <https://doi.org/10.3149/jms.1703.226>
- Migliaccio, T. A. (2014). Typologies of Men's Friendships: Constructing Masculinity through Them. *Masculinities and Social Change*, 3(2), pp. 119-147. <http://dx.doi.org/10.4471/MCS.2014.47>
- Montaigne, M. de. (1999). Über die Freundschaft. In K. D. Eichler (Hrsg.). *Philosophie der Freundschaft* (S. 83-97). Reclam.
- Morris, D. (1977). *Liebe geht durch die Haut: Die Naturgeschichte des Intimverhaltens* (Übers. von H. Fließenbach). Droemer Knaur.
- Nardi, P. M. (1992). *Men's Friendships*. Sage.

- Nayak, A. (2023). Decolonizing Care: Hegemonic Masculinity, Caring Masculinities, and the Material Configurations of Care. *Men and Masculinities*, 26(2), pp. 167-187. <https://doi.org/10.1177/1097184X231166900>
- O'Brien, M. (1981). *The Politics of Reproduction*. Routledge.
- Pangritz, J. (2019). Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. *Gender - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 11(3). <https://doi.org/10.3224/gender.v11i3.09>
- Pangritz, J. (2023). Verortungen transformierter und transformierender Männlichkeiten - ein theoretischer Beitrag zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten. *Gender - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 15(3). <https://doi.org/10.3224/gender.v15i3.10>
- Pini, B. (2005). Interviewing men: gender and the collection and interpretation of qualitative data. *Journal of Sociology (Melbourne, Vic.)*, 41(2), pp. 201-216. <https://doi.org/10.1177/1440783305053238>
- Pope, D. J. (1993). *Male Friendship. The Correlation Between Homophobia, Male Sex Role Identity and Intimacy in Male Friendship* (Doktorarbeit, University of Southern California). Pro Quest LLC.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2021). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (5. Aufl.) De Gruyter.
- Rentner Eck (2026, 26. März). Kommentar unter: „Frauen leiden darunter, die engsten Vertrauten ihrer Partner zu sein“. *DIE ZEIT*. <https://www.zeit.de/arbeit/2026-03/frauen-beziehungen-maenner-freundschaft-einsamkeit-mankeeping> (Zugriff: 08.04.2026).
- Rich, A. C. (2003). Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence (Original von 1980). *Journal of Women's History*, 15(3), pp. 11-48. <https://doi.org/10.1353/jowh.2003.0079>
- Roseneil, S. & Budgeon, S. (2005). Kulturen von Intimität und Fürsorge jenseits der Familie – Persönliches Leben und gesellschaftlicher Wandel zu Beginn des 21. Jahrhunderts. *Feministische Studien* 2, S. 259-276.
- Ruby, S. & Scholz, S. (2018). Care, care work and the struggle for a careful world from the perspective of the sociology of masculinities. *Österreich Z Soziol*, 43, pp. 73-83. <https://doi.org/10.1007/s11614-018-0284-z>

- Sattler, S. (2014). Computergestützte qualitative Datenbearbeitung. In C., Bischoff, K. Oehme-Jüngling & W., Leimgruber (Hrsg.). *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 476-487). Haupt Verlag.
- Scambor, E., Holter, O. G., & Theunert, M. (2016). Caring Masculinities – Men as Actors and Beneficiaries of Gender Equality. In *Documentation of the 3rd International Conference on Men and Equal Opportunities in Luxemburg*, pp. 27-37.
- Scheer, M. (2016). Emotionspraktiken. Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In M. Beitzl, I. Schneider (Hrsg.). *Emotional turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten: Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai - 1. Juni 2013* (S. 15-36). Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.
- Schlehe, J. (2020) Qualitative ethnografische Interviews. In B. Beer & A. König (Hrsg.), *Methoden ethnologischer Feldforschung* (3. Aufl., S. 91-111). Reimer. <https://doi.org/10.5771/9783496030355>
- Schmidt, R. (2024, 12. Februar). Automatische Transkriptionssoftware – ein Erfahrungsbericht. *Sozialwissenschaftliche Methodenberatung*. <https://sozmethode.hypotheses.org/2315> (Zugriff: 04.02.2026).
- Schmidt-Lauber, B. (2007). Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In S. Götsch-Elten, & A. Lehmann (Hrsg.), *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie* (Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage, S. 169-188). Reimer.
- Schmitt, R. (1998). Profeminist Men and Their Friends. In T. Digby (Ed.). *Men doing feminism* (pp. 81-98). Routledge.
- Schobin, J. (2013). *Freundschaft und Fürsorge. Bericht über eine Sozialform im Wandel*. Hamburger Edition.
- Schobin, J., Leuschner, V., Flick, S., Alleweldt, E., Heuser, E. A., Brandt, A., Knecht, A., Kühner, C., & Marquardsen, K. (2016). *Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. transcript Verlag.
- Stützel, K. Budde, J., Höyng, S., Thielen, M., Rieske, T. V. & Scholz, S. (2022). Was heißt heutzutage ‚männlich‘ sein? Von ‚dicken Begriffen‘, ‚diskursiven Brecheisen‘, ‚Barbiepuppen als Spiderman‘, ‚Jungs im rosa Kleid‘ und dem Ringen um Begriffe und männlichkeitstheoretische Konzepte in der Forschungspraxis. In J. Budde & T. V. Rieske (Hrsg.). *Jungen in Bildungskontexten. Männlichkeit, Geschlecht und Pädagogik in Kindheit und Jugend* (S. 289-319). Verlag Barbara Budrich.

- Swain, S. (1989). Covert intimacy: Closeness in the same-sex friendships of men. In B. Risman & P. Schwartz (Eds.). *Belmont Gender in intimate relations: A microstructural approach* (pp. 71-86). Wadsworth.
- Teichert, J. (2023). Digital occupants – Wie digitale Medien die kommunikative Aushandlung von Freundschaften verändern. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-40623-3>
- Theißl, B. & Kettner, V. (2019). *Kuscheln auf der Couch*. an.Schläge. <https://anschlaege.at/kuscheln-auf-der-couch/>.
- Theobald, H. (2019). Care: Ansätze und Perspektiven der international vergleichenden Geschlechterforschung. In B. Kortendiek, B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.). *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 773-782). Springer VS.
- Trächtler, J. (2025). Situiertes Wissen. In J. Trächtler (Hrsg.). *Feministische Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Eine Einführung* (S. 45-51). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-71119-4_5
- Tuider, E. (2012). ‚Fremde Männlichkeiten‘. Oder: When Masculinity meets Care. In M.S. Baader, J. Bilstein & T. Tholen (Hrsg.). *Erziehung, Bildung und Geschlecht* (S. 383-402). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19112-6_22
- Universität Paderborn, ZIM (2026, 10. Februar). *No Scribe – KI-unterstützte Transkription*. HilfeWiki. https://hilfe.uni-paderborn.de/NoScribe_-_KI-unterst%C3%BCtzte_Transkription (Zugriff: 08.04.2026).
- von Unger, H., Narimani, P., & M'Bayo, R. (2014). *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Springer VS.
- Walker, K. (2001). 'I'm not friends the way she's friends': Ideological and behavioral constructions of masculinity in men's friendships. In M.S. Kimmel & M. A. Messner (Eds.), *Men's Lives* (pp. 367-379). MacMillan.
- Warner, M. (1991). Introduction: Fear of a Queer Planet. *Social Text*, 29, pp. 3-17.
- Wehr, L. (2014). Leitfadengestützte Interviews mit Kindern. In C., Bischoff, K. Oehme-Jüngling & W., Leimgruber (Hrsg.). *Methoden der Kulturanthropologie* (S. 143-158). Haupt Verlag.
- West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1(2), pp. 125-151.
- Wiertz, S. (2020). *Freundschaft*. De Gruyter.
- Wright, P. H. (1982). Men's friendships, women's friendships and the alleged inferiority of the latter. *Sex Roles*, 8(1), pp. 1-20. <https://doi.org/10.1007/BF00287670>

Wucherer, C. (2023, 05. Oktober). Freundschaft: "Nicht jeder hat die Freundschaften, die er sich wünscht". *ZEITmagazin*. <https://www.zeit.de/zeit-magazin/leben/2023-09/freundschaft-jugend-freunde-nostalgie-soziologie-erika-alleweldt>.

Anhang A: Transkriptionslegende

(.), (..), (...)	Pausen (kurz, mittel, lang)
[xy]	Ergänzungen der transkribierenden Person zur besseren Verständlichkeit
(xy)	Lautsprachliche Äußerungen, Hintergrundgeräusche, Fülllaute
(unverständlich)	Unverständliche Wörter oder Passagen
VERSALIEN	Besonders betonte Wörter

Anhang B: Interviewtranskripte

Die vollständigen Interviewtranskripte sind aus Gründen des Datenschutzes und der Vertraulichkeit nicht im Anhang enthalten, liegen der Autorin jedoch vor.

Interviewtranskript Jan, 12.12. 2025, 16 Seiten

Interviewtranskript David, 13.12.2025, 20 Seiten

Interviewtranskript Luca, 05.01.2026, 15 Seiten

Interviewtranskript Leon, 16.01.2026, 29 Seiten

Interviewtranskript Felix, 28.01.2026, 19 Seiten